Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Jahrgang 1925
Band 9



Von der **Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens** erscheint alle vier Wochen ein Band zum Preise von Rm. 1.30 (ausschließlich Bestellgeld). Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich



Geflügelte Gäste.

Nach einem Gemälde von H. Werner.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von
hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

9. Band / Jahrgang 1925



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien



Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Rätsel

Zwei Kunstblätter

Josephinchen

Erzählung von Grete Massé

Als sie Kinder waren — Nachbarskinder in Freud und Leid — hatte Ludwig Josephinchen seine Braut genannt, seine Frau. Wo der Bube war, fand man auch das Josephinchen. Tapfer klomm es ihm nach über Stiegen und Bodentreppen, die Leiter hinauf zum Taubenschlag, auf die Heuböden, in die verstecktesten Winkel. Sie trugen die gleichen Kratzwunden von den Krallen des bösartigen Katers, der sich ihren Spielen nicht fügen wollte, oder Löcher in den Kleidern, die sie sich an rostigen Nägeln gerissen, die gleichen Himbeeren- oder Blaubeerenflecke, wenn sie unter den Obstbäumen herumgekrochen waren oder genascht hatten. Sollte Ludwig bestraft oder gezüchtigt werden, hatte Josephinchen eine Art, sich mit so bittendem Augenausdruck vor ihn zu stellen, daß ihm mancher Hieb, der ihm zugedacht war, erspart blieb.

Einmal war es auch geschehen, daß jemand, der Ludwig ohrfeigen wollte, die Wange Josephinchens traf, das sich rasch vor den Knaben gestellt. „Dumme Kröt'! Dräng' dich nit immer vor!" murrte die zürnende Schlächterfrau. Josephinchen, dem noch die Wange flammte und schmerzend brannte, bekannte tapfer: „Es tut kein bissel weh."

Bei einer wilden Kletterei, verfolgt von dem erbosten Malergesellen, dem sie während der Mittagspause die frischgetünchte Wand mit Figuren, die Köpfe aufzuweisen hatten wie Kürbisse, geziert hatten, geschah Josephinchen ein Unglück. Beim Überspringen eines Hindernisses fiel das Mädchen so unglücklich, daß das linke Bein nicht mehr ganz heil wurde. Seitdem schleppte Josephinchen es beim Gehen ein wenig nach. . . . . . .

Damals gewöhnte sich Ludwig zum erstenmal, Wege zu gehen, die von der Gespielin fortführten. Zuerst saß er brav und treu am Krankenlager der kleinen Gefährtin, die ihre Schmerzen rührend geduldig ertrug. Bald aber fühlte sich der wilde Knabe beklommen im Krankenzimmer, wo er still sitzen mußte. Seine Augen schweiften umher. Neues gab es da nicht zu sehen; die Bilder an den Wänden, die Hängelampe überm Tisch, ein Bücherbrett, das ein wenig schräg hing, alles war ihm bekannt, war immer schon so gewesen. Eine Weile sah er einer Fliege zu, die genäschig um den Kuchen, den die Magd vor ihn hingestellt, herumflog und darauf herumlief. Er verfolgte die immer enger werdenden Kreise der schwirrenden Fliege, betrachtete den gleich blauem Stahl glänzenden Leib, die schillernden Flügel, dann ward ihm auch das langweilig. Es gab nichts anderes mehr zu betrachten als Josephinchen. Das Mädchen hatte sich verändert in den Monaten des langen Schmerzenlagers. Das runde Kindergesicht war schmal und blaß geworden; um Augen und Mund lagen Züge des Sinnens und spürenden Nachdenkens, die es älter und reifer scheinen ließen. Nur die blauen Augen waren noch wie vordem. Kindlich und gut leuchteten sie aus dem stillen Gesicht.

Einmal fragte der Knabe: „Wärst du böse, Josephinchen, wenn ich ein wenig auf die Straße liefe? Ich komme bald wieder.“

„Geh' nur, wenn du willst! Ich will warten, bis du wiederkommst.“

Als Ludwig davongesprungen war, hatte Josephinchen die Strahlen der Nachmittagsonne auf den Mahagonimöbeln, auf Gläsern, Tassen und dem blinkenden Fieberthermometer neben ihr glitzern sehen. Als am

abendlichen Himmel die untergehende Sonne flammte, war Ludwig noch nicht da. Und als der Mond durch das Fenster schien, blaß noch und fahl, mehr aschfarben als silbern, und Grillengezirp heraufdrang vom Wiesengrund, da wußte Josephinchen, daß es umsonst wartete, daß Ludwig heute nicht mehr wiederkam.

Allmählich gesundete Josephinchen, und alles hätte sein können wie einst, nur langsamer und behutsamer hätte Ludwig sein müssen. Aber er lief nicht mit Josephinchen im Schritt, sondern immer voraus. Sie kam ihm zu langsam vorwärts mit dem lahmenden Bein.

Zuerst suchte die Kleine angestrengt und mühsam ihm nachzukommen. Sie konnte sich nicht gewöhnen, daß sie nicht wie sonst mit dem Kameraden umherstreifen sollte. Aber bald sah das Mädchen ein, daß es nicht mehr ging. Es blieb immer ein Abstand zwischen ihm und ihr. Dann setzte es sich auf eine Bank am Weg oder mitten ins Gras und wartete, betrachtete einen Käfer, der langsam an einem Grashalm emporklomm, oder wie Wolken am Himmel dahinzogen in mancherlei Gestalt, als Segel, oder als Schwan mit ausgebreiteten Flügeln, einmal als Frau mit langwallendem weißen Haar. Es dauerte manchmal lange, bis Ludwig wiederkam und mit ihr heimging. Früh lernte Josephinchen sich geben und verzichten.

Da fand Ludwig Gefallen an der kleinen Agnes, der Schwester Josephinchens, die ihn nun bei allen Klettereien und lustigen Fahrten begleitete. Gewiß, es war für den Knaben nur ein Notbehelf. Die Kleine war rechthaberisch und streitsüchtig, gab nicht nach, wie er das von Josephinchen gewohnt war; so klein sie noch war, pochte sie doch auf ihrem Willen. Wollte Ludwig seinen Kopf durchsetzen, dann gab es Reden und Gegenreden,

schnippische Antworten, Streit und flackernde Augen, bis Josephinchen zuredete und begütigte und die beiden trennte. Eines setzte sich rechts neben sie, das andere links, und der eine Feind maß den andern verächtlich mit eisigem Schweigen.

Wenn Agnes auch schnell war, gewandt und aufgelegt zu allen Streichen, Josephinchen konnte sie dem Knaben doch nicht ersetzen. Ihre Art war es nicht, Opfer zu bringen, sich schützend vor ihn zu stellen. Wenn sich ein Amtsvorsteher oder eine Händlerin für irgend einen Streich an Ludwig schadlos halten wollten, lief Agnes rasch davon, und der Knabe mußte allein dem strafenden Zorn standhalten.

Die Zeit verging und reifte die Kinder zu Menschen. Jahre der Trennung kamen. Ludwig, der einmal das väterliche Geschäft übernehmen sollte, wurde nach Hamburg geschickt, um in einem großen Kontorhaus der Hafenstadt seine Lehrzeit durchzumachen. Josephinchen blieb vereinsamt und ohne Freund daheim.

Eines Tages kam Fräulein Niebuhr, die Besitzerin der einzigen Privatschule des Ortes, zu Josephinchen ins Haus, plauderte mit ihr und betrachtete sie nachdenklich.

Fräulein Niebuhr dachte: Sie ist nicht hübsch, wäre es auch nicht ohne das lahme Bein. Die Gestalt ist zu mager, die Haut zu bleich, das rote Haar, so schön ich es auch finde, nicht jedermanns Geschmack.

Dann fragte sie: „Was treibst du so den ganzen Tag daheim, Josephinchen.“

„Ich arbeite im Haushalt und im Garten. Abends schneide ich Silhouetten.“

Sie deutete auf einen offenen Kasten, in dem mit der Schere aus Papier geschnittene hauchdünne schwarze Figürchen lagen.

Fräulein Niebuhr nahm das Bild eines Hirten heraus, der unter einem Baum saß und Flöte blies; rings um ihn weidende Tiere.

„Hübsch," sagte Fräulein Niebuhr, „aber das ist doch keine Arbeit fürs Leben. Auch das Hauswesen zu führen, wird dich auf die Dauer nicht befriedigen. Agnes wächst heran und kann das besorgen. Sie hat keinen so guten Kopf zum Lernen wie du, drum könnte ich ihr nicht anbieten, was ich dir vorschlage. Entschließe dich dazu, mein Kind, eine Hüterin und Erzieherin der Jugend zu werden, wie ich es bin. Gehe nach Hamburg und mache dein Examen. Ich habe Verbindungen dort, die dir nützen werden. Hast du die Prüfung bestanden, nehme ich dich als Hilfslehrerin. Nach meinem Tod gehört die Schule dir. Das ist ein Grund, auf dem sich für das Leben bauen läßt."

Als Fräulein Niebuhr gegangen war, saß Josephine nachdenklich da. Auf einmal lag ein Weg vor ihr, an den sie nie gedacht. Kinder waren ihr immer lieb gewesen. Es schien ihr eine freundliche Zukunft, einmal an Fräulein Niebuhrs Stelle im alten Haus unter den großen Nußbäumen zu walten, unter denen ihr eigenes Herz geklopft, als sie ein Kind gewesen.

Der Vater zeigte sich ihrem Plan nicht abgeneigt. Für die Wirtschaft würde Agnes, die so anstellig war, bald anzulernen sein.

Fräulein Niebuhr bereitete alles vor, was nötig war. Josephine brauchte nur nach Hamburg zu fahren, und alles konnte bald geordnet sein. Auch ein Zimmerchen war gemietet bei Frau Krath, einer früheren Schülerin Fräulein Niebuhrs, die einen Uhrmacher geheiratet hatte.

In der großen, fremden Stadt fanden sich die Jugendkameraden wieder. Josephine wollte keinen Anschluß

und suchte keinen; Ludwig hatte sich auch nicht recht eingewöhnt. Das Heimatgefühl war zu stark in ihm, die Sehnsucht nach dem eigenen Haus auf der väterlichen Scholle, nach dem Duft der Wälder und Felder, nach dem gewohnten Leben.

Jeden Sonntag saßen die Nachbarskinder von einst in Frau Kraths guter Stube und plauderten von daheim. Josephine hatte eine köstliche Art, alles lebendig zu machen, was verhüllt im Duft der Ferne lag. Mit der kleinen Schere schnitt sie aus schwarzem Papier bald die eine, bald die andere Gestalt, die beide aus der Jugendzeit kannten und die nun, auf einen Bogen weiße Pappe geklebt, deutlich hervortrat.

Allen Anforderungen, die das Leben an ihn stellte, konnte Ludwig nicht ausweichen. Da waren die Angestellten der großen Firma und andere von befreundeten Häusern. An manchen Abenden traf man sich zahlreich zusammen. Man ging an dem hochragenden Bismarckdenkmal vorbei, schlenderte über die Promenade, die am Tage nichts war als eine nüchterne, nicht eben besonders große Geschäftstraße, von der jedoch am Abend der bunteste Zauber ausströmte. An manchen Tagen rauschte der Menschenstrom so dicht hindurch, daß man in der Masse wie eingekeilt mit fortgeschoben wurde. Gesichter aller Zonen sah man; das schokoladenfarbene Antlitz des Negers sowohl wie die ruhige Stirne des Finnländers, die schmalen Augen der Chinesen, den breiten Mund des Mongolen, den braunen Teint des Spaniers, das weißblonde Haar der nordischen Menschen. In einer Art Betäubung ging Ludwig, der die Stille der Kleinstadt gewohnt war, in dem Sprachengewirr, das an sein Ohr schlug, dahin. Aus Portalen drang grelle Helligkeit, buntfarbige Lämpchen glühten vor den Ein-

gängen der Kinos und Varietés, aus dem Ladenfenster eines Wachsfigurenkabinetts lächelten, maskenhaft starrend, mit leeren Augen, naturgetreue Nachbilder berühmter Persönlichkeiten in Lebensgröße. Um einen Schießstand drängten sich Leute, die mit einem Schuß ins Schwarze einen Satz Aluminiumtöpfe gewinnen wollten oder ein lebendes Huhn. Aus einer Wurstbude drang Schmalzgeruch; in einem Puppentheater tanzte der buntscheckig gekleidete Hampelmann und erheiterte das Publikum mit seinen Späßen im derben Hamburger Platt.

An solchen Abenden kannte sich Ludwig nicht mehr. Die fremde Stadt, das ihm zuvor unbekannte Leben, die schwere Luft, der Duft überhitzter Lokale, das in Menge getrunkene Bier veränderten ihn. Im Spiegel sah er, daß sein Kopf so rot war, wie die meisten Köpfe der andern; seine Augen flimmerten, das Haar, feucht vom Schweiß, klebte an den Schläfen, und ein Lachen war in seinen Zügen, vor dem er selber erschrak.

Manchmal wurde gespielt. Karten flogen über den Tisch. Zuerst waren die Einsätze gering, dann stiegen sie höher und höher. Manche der Lehrlinge waren Söhne aus guten Kaufmannshäusern, die über reichliches Taschengeld verfügten und manchen Verlust ertragen konnten. Anderen ging es schlimmer; man sah die Angst in ihren Zügen, wenn sie verloren.

Josephine geriet in Sorgen um den Jugendfreund. An Sonntagen kam er gar nicht, oder saß so grübelnd da, daß sie merkte, er war mit seinen Gedanken wo anders. Prüfend sah sie ihn an. Er war ein schöner Jüngling mit hoher, freier Stirn, aus der das dunkle Haar zurückgestrichen war, mit einem feingezeichneten Mund und ernsten Augen. Josephine konnte sich nicht satt an

ihm sehen. So wohl war ihr zumute, so heimatlich, wenn er bei ihr saß. Sie hätte den Zeiger der Uhr anhalten mögen, damit die Zeit nicht enteile, die schöne Stunde, da er bei ihr war.

Wenn Josephine auf ihre weiche und leise Art nach der Ursache seines Grübelns oder seiner Sorgen fragte, lachte Ludwig oder antwortete mit einem Scherz. Oft schwatzte er auch schnell und hastig, um Josephine die sorgenden Gedanken vergessen zu machen. Solange er da war, gelang es ihm, sie einzulullen, aber wenn er fort war, fiel es dem Mädchen wieder ein, wie blaß er ausgesehen, wie verstört und an der Stirne und um den Mund gealtert auf erschreckende Weise.

Josephines Geburtstag fiel auf einen Sonntag. Solange sie denken konnte, hatte sie ihn stets mit Ludwig verlebt. Daheim war er am frühen Morgen gekommen mit einem Blumenstrauß und einem Spielzeug und hatte ihr geholfen, den großen Kuchen zu verspeisen, den man im Hause zu diesem Festtag gebacken.

Im ersten Jahr ihres gemeinsamen Aufenthaltes in Hamburg hatte er ihr einen Strauß bunter Feldblumen und ein kleines Notizbuch gebracht. „Die Tage des Glücks sollst du hineinschreiben," hatte er gesagt, als er es Josephine überreichte. Dann aßen sie zusammen das Mahl, das Josephine in der blitzblanken Küche der Frau Krath selber zubereitet. Am Abend waren sie ins Theater gegangen. Man spielte Heinrich von Kleists „Käthchen von Heilbronn". Und Josephine saß da mit glühenden Wangen und pochendem Herzen, angeweht von der Erkenntnis, daß es auf Erden nichts Göttlicheres gibt als die große, demütige Liebe der Frau, die nichts für sich fordert und dem Geliebten nur immerdar dienen will.

Josephine hatte es nicht anders erwartet, als daß Ludwig auch diesen Tag mit ihr verleben würde. In Frau Kraths Bratpfanne schmorte ein Huhn, das sich immer bräunlicher färbte, in einer Glasschüssel stand eine süße Speise, die Ludwig liebte; junges Gemüse stand auf dem Feuer. Josephine packte die Geschenke von daheim aus. Vom Vater und von Agnes Kleiderstoffe, von Fräulein Niebuhr Bücher, die sie zum Studium brauchte, und einen Brief, in dem sie berichtete, daß sie die Tage zähle, bis Josephine das Examen bestanden habe und zurückkommen könne, um ihr in der Schule zur Seite zu stehen.

Josephine zog ein helles Kleid an und ordnete das dunkelrote Haar um die blassen Schläfen in einer neuen Weise, die sie gut kleidete. Dazu sang sie und lächelte glückselig vor sich hin. Das Allerschönste ihres Geburtstags war doch Ludwig. Er hätte schon da sein können. Warum kam er nicht? —

Stunden vergingen. Das Huhn war vom Feuer genommen. Das Gemüse wollte das Josephinchen aufwärmen, wenn Ludwig kam. Die süße Speise in der Glasschale stellte Frau Krath auf den Balkon, damit sie frisch bliebe und kalt.

Josephine hatte ihre Silhouetten vorgenommen. Es waren Figuren und Szenen aus Schillers Gedicht: „Die Glocke". Sie zählten zu ihren schönsten Arbeiten. Eine Mitschülerin hatte die Scherenschnitte ihrem Vater gezeigt, der einen Buchladen in der inneren Stadt besaß. Der Mann hatte Josephine sagen lassen, daß er sie für eine Künstlerin halte; er wäre bereit, ihre Arbeiten gut zu bezahlen, wenn sie sie ihm verkaufen wolle.

Aber Ludwig litt es nicht, daß sie die schönen Bilder verkaufte, die in so reizvoller Weise den Meister und die

Gesellen beim Glockenguß zeigten, den wandernden Jüngling, der das Heimathaus verläßt, den Wiederkehrenden, dem die zur Jungfrau erblühte Kindheitskameradin entgegentritt, die Leidtragenden, die dem Sarg folgen, in dem die Mutter zur Ruhe geleitet wird, Leute, die herbeieilen, die Feuersbrunst zu löschen. Josephine hätte sich schwer von diesen Blättchen getrennt, die sie mit so viel Sorgfalt und Liebe geschnitten. Es schien ihr, sie wären ihr größter Schatz. Sie wollte sie einrahmen lassen und später in ihre Schulstube hängen, um an ihnen ihren kleinen Schülerinnen des Menschen Weg von der Wiege bis zum Grab deutlich zu machen.

Josephine nahm schwarzes Papier und schnitt langsam eine Glocke nach der andern aus. Nur ihre Hände waren bei der Arbeit, ihre Gedanken nicht. Fliegende Angst befiel sie mit einemmal. Sie sprang vom Stuhl auf und eilte in den Uhrladen. Er war leer. An den Wänden hingen die großen Uhren und die kleinen. Einförmig klang ihr leise dröhnendes metallenes Gesumm im Raum.

Warum kam Ludwig nicht? — Warum ließ er sie in der fremden Stadt allein an ihrem Geburtstag? —

Eine Uhr fing an zu schlagen; tief und voll. Die andern fielen ein, sich der großen Schwesterstimme anzuschließen.

Wohl zwanzig Uhren schlugen die siebente Abendstunde.

Josephine überfiel fiebernde Angst.

Es ist ein Unglück geschehen, dachte sie. Ludwig ist krank. Ich muß nach ihm sehen.

Sie holte ihren Hut und fuhr in jene Alstergegend, wo Ludwig bei einer Wirtsfrau ein Zimmer bewohnte. Als sie die Klingel zog, kam niemand. Sie klingelte zum zweitenmal, zum drittenmal. Alles blieb still.

Verstört ging sie aus dem Haus. Mechanisch schritt sie zur Alster hin. Die lag unter der sinkenden Sonne, violett metallisch schimmernd. Vom Uhlenhorster Fährhaus herüber klang Musik. Boote zogen vorbei. Ein Schwanenpaar, gefolgt von Jungen, zog stolz und gelassen durch die glitzernde Flut.

Josephine war zu jenem Teil der Alster gekommen, an dem, umgeben von grünendem Rasen, das Denkmal des Hamburger Dichters Friedrich von Hagedorn steht.

Eine Gestalt saß auf einer der einsamen Bänke, die Stirn in die Hand gestützt. Josephine eilte auf den Platz zu, so rasch es gehen wollte. Sie zog dem Sitzenden die Hand von der Stirn. Ein blasses, entstelltes Gesicht starrte sie an, verzweifelte, tränennasse Augen.

Josephine setzte sich neben den Jugendkameraden.

„Sag', wie ich dir helfen kann. Sag's rasch!" bat sie.

„Du kannst mir nicht helfen, Josephinchen! Niemand kann mir helfen."

Sie blieben nebeneinander sitzen. Einsam wurde es um sie herum. Die sonntäglichen Spaziergänger kehrten heim. Die Sonne sank. Die Dämmerung brach schnell herein.

Erst als es ganz einsam und dunkel geworden, gelang es Josephine, den Freund zum Reden zu bringen. Er hatte Karten gespielt und verloren. Um den Verlust wieder auszugleichen, hatte er weiter gespielt und immer mehr verloren. Die Schuld zu tilgen, hatte er Geld aus der Portokasse genommen, die er führte. Übermorgen, am Ersten des Monats, war Revision. Ihm blieb nichts übrig, als in die Alster zu gehen, die dort unter der Krugkoppelbrücke so melancholisch dahinrauschte.

„Das wirst du nicht tun!" sagte Josephine fest. „Wir haben noch einen Tag Zeit. Ich werde dir bis morgen abend das Geld schaffen."

Ludwig dachte nicht darüber nach, wie und wo Josephine, die selber kaum das Nötigste besaß, das Geld auftreiben sollte. Er empfand nur, daß der Tod, den er schon im Genick gespürt, die harte Faust von ihm löste. Kraft und Zuversicht ging von Josephine aus, die ihn neu belebte. Es war wie in der Kinderzeit. Josephine stellte sich mit schützenden Armen vor ihn, den Schlag abzuwehren, der ihn treffen sollte.

In dem Buchladen Erwin Schottes stand Josephine und wartete darauf, daß Herr Schottes reden sollte, der immer wieder eins ihrer Bilder nach dem andern betrachtete. Warum dauerte es so lange, bis er sprach? Er hatte doch die Silhouetten zur „Glocke" schon gesehen, als seine Tochter sie ihm gezeigt. Reute ihn sein damaliges Gebot, ihre Bilder gut zu bezahlen, wenn sie sie ihm verkaufen wollte?

Endlich fuhr er sich mit der rechten Hand über den kahlen Schädel.

„Gut, Fräulein. Ich will Ihnen die Bilder abkaufen und sie im Ladenfenster ausstellen. Ich zahle Ihnen dreißig Mark dafür.

Um Gotteswillen, so wenig? dachte Josephine. Ich brauche mehr Geld für Ludwig. Bedrückt bat sie: „Könnten Sie den Preis nicht erhöhen, Herr Schottes? Da Sie zu Senta sagten, daß Ihnen die Silhouetten so gut gefielen, dachte ich, auf eine größere Summe rechnen zu können."

„Mir gefallen die Arbeiten gut, Fräulein. Wenn es nach mir ginge, würde ich Ihnen gern dreihundert Mark dafür geben. Aber ich finde keinen Käufer, der mir diesen Preis bezahlt. Ihr Name ist noch unbekannt, Fräulein; er muß erst durchdringen."

„Ich sehe ein, daß ich mich bescheiden muß. Sie sollen keinen Schaden durch mich haben, Herr Schottes."

Der Buchhändler öffnete seinen Geldschrank und legte die Summe, um die es sich handelte, Josephine hin.

„Kommen Sie bald wieder und bringen Sie etwas Neues," rief er dem Mädchen noch nach, das eben die Ladentür hinter sich schließen wollte.

Josephine stand auf dem Hopfenmarkt, auf dem die Bauernfrauen aus Vierlanden Obst und Gemüse feilboten. Über ihnen ragte der Kirchturm in den blaßgrauen Himmel. Ein dünner Sprühregen ging nieder.

Josephine dachte nach, woher sie den Rest der Summe bekommen sollte, die Ludwig brauchte. Alle Hilfsquellen waren erschöpft. Am Morgen hatte sie ihre Sparbüchse geöffnet und alles daraus genommen.

Sie blieb stehen, schwindlig vor Sorge, und legte, eine Stütze suchend, die Hand auf das eiserne Gitter, das einen kleinen Vorgarten umschloß. In diesem Augenblick brach die Sonne hinter grauen Wolken hervor. Der grüne Smaragd an dem Ring an ihrer linken Hand blitzte hellauf, als wollte er ein Zeichen geben.

Mutters Ring, dachte Josephine. Verkaufen kann ich ihn nicht — aber Geld leihen kann ich mir darauf.

Vor dem Schalter des Pfandhauses stand wartend eine Reihe von Männern und Frauen.

Der eine brachte seine Taschenuhr, der andere einen Frack; eine alte Frau wickelte mit zitternden Händen neue, selbstgestickte Wäsche aus einem Paket. Eine Dame in Mantel und Schleier löste aus ihren Ohren die goldenen Ringe, an denen Brillanten wie Tautropfen zitterten und legte sie vor dem Taxator hinter dem Schalter nieder.

Josephine blieb bedrückt in dem Raum, der ihr ge-

füllt zu sein schien mit ungeweinten Tränen und sorgenvollen Seufzern, mit bitteren Qualen und dem heimlichen Gestöhn von Schande und Schuld. Leichter atmete sie erst wieder auf, als sie draußen unter dem freien Himmel stand. Wie sie die Geldscheine, die sie lose in der Hand gehalten, in ihr Handtäschchen steckte, klang rings von den Kirchtürmen das Abendläuten.

Als Ludwig Josephine zusah, wie sie das Geld, das ihn rettete aus Schande und Tod, vor ihm ausbreitete, empfand er tiefe Scham. Sie hatte es aus dem Schubfach genommen, in dem sie ihre Silhouetten aufbewahrte. Mit einem Blick hatte er gesehen, daß die schwarzen Bilder nicht mehr da waren. Er blickte auf Josephines blasse Hand; der Ring mit dem grünen Smaragd war fort. Da überwältigte ihn noch tiefere, bitterere Scham.

„Du hast so viel für mich getan, Josephinchen."

Sie lächelte ihn an und sagte: „Ludwig, es war gar nicht schwer."

Ihr stilles weißes Gesicht unter der roten Haarkrone erschien ihm auf einmal so heilig schön, daß er Sehnsucht spürte, es immer nahe haben zu können.

„Josephinchen," flüsterte er erregt, „du mußt bei mir bleiben mein ganzes Leben lang. Josephinchen — ach, Josephinchen."

Er zog sie in seine Arme und küßte sie auf den Mund.

Als Josephine an diesem Abend vor dem Spiegel ihr langes Haar bürstete, kniete sie nieder und zog aus dem letzten Schubfach ihrer Kommode das in Leder gebundene Büchlein hervor, das Ludwig ihr geschenkt, um die Tage des Glücks hineinzuschreiben.

Mit ihrer feinen, zarten Schrift trug sie das Datum dieses Tages ein.

Die Seiten danach blieben lange leer.

Ludwig war in die Heimatstadt zurückgekehrt, um im Geschäft seinem Vater zur Seite stehen zu können, den die siebzig Jahre, die er auf seinem Rücken trug, immer merklicher drückten. Es ging bergab mit dem alten Herrn. Gut, daß die jungen Schultern Ludwigs bereit waren, die Lasten auf sich zu nehmen, die zu drückend wurden für diejenigen des Greises.

Josephine hatte ihr Examen bestanden und wirkte neben Fräulein Niebuhr im alten Schulhaus als Hilfslehrerin. Stella Niebuhr konnte Ludwigs Verlobungsring an der linken Hand Josephines, neben dem Ring mit den Smaragden, nicht ohne Groll ansehen. Es ärgerte sie, die junge Lehrerin in absehbarer Zeit an Ludwig verlieren zu sollen. Die Heirat verdarb ihre Pläne, denn sie hatte fest damit gerechnet, ihre Schule einmal Josephine zu überlassen. Nun kam der junge Mensch ihr in die Quere und begehrte das Mädchen für sich, das in dem Garten der kleinen Kinderseelen eine so gütige und geduldige Gärtnerin war, wie es nicht leicht eine zweite gab.

Zwischen Ludwig und seiner Schwägerin Agnes wollte es zu Josephines Schmerz noch immer zu keinem freundlichen Einvernehmen kommen. Wenn es irgend anging, mieden sich die zwei, trafen sie doch zusammen, entstand eine schwüle Stimmung.

Josephine versuchte, die Harmonie herzustellen, so gut sie konnte. Wie in der Kinderzeit setzte sie Ludwig an ihre rechte Seite und Agnes an ihre linke; vermittelte, begütigte, glich aus.

An einem Nachmittag, als sie mit Ludwig im Garten saß und die Landstraße entlang blickte, auf der Agnes daherkam, sagte Josephine: „Ich weiß gar nicht, was

du gegen Agnes hast, sie ist doch ein so schönes Mädchen."

Ludwig wandte den Kopf und betrachtete die Schwägerin so aufmerksam, als sähe er sie zum erstenmal. Josephine hatte recht. Agnes war schön. Ihre Gestalt war hoch, stolz und prangend. Alles an ihr atmete Erdhaftigkeit, Frische und Gesundheit. Da sie sich viel ohne schützenden Hut im Freien aufhielt, war ihre Haut gebräunt. Ihre Augen strahlten in tiefem, kindlichem Blau. Ihre Zähne waren prachtvoll weiß und regelmäßig. Das Haar war lang und schwer und von der Farbe reifer Ähren.

„Schön ist sie," sagte er, „aber unweiblich, leichtsinnig und eitel. Sie will die Männer als demütige Diener zu ihren Füßen sehen und will über ihnen stehen als die gnädige Herrin. Das kann kein Mann ertragen."

„Agnes wird Demut lernen, wenn einmal der Richtige kommt."

„Du meinst, Agnes könnte heiraten?"

„Nicht heute oder morgen. Aber einmal doch. Es gibt schon genug, die hier am Haus vorüberstreifen, um sie zu sehen. Einmal wird sie ihre Wahl treffen."

Agnes kam heran und nickte Ludwig mit dem Zug von Spott und Hochmut in ihren Zügen zu, wie sie es ihm gegenüber immer tat.

Das reizte ihn, heimlich verstärkt durch das seltsam beklommene Gefühl, das ihn bei Josephines Andeutungen überfallen. Er sagte: „Agnes, deine Schwester denkt zu rosig über deine Zukunftshoffnungen. Sie sieht dich im Geist schon vermählt, den Myrtenkranz im Haar vor dem Altar stehen. Ich kenne aber die Männer besser. Du bist eine Rose mit zu vielen Dornen für uns, Schwägerin. Man wird dich ein Weilchen

hofieren und dann seiner Wege gehen. Die stachelige Rose holt sich niemand in sein Haus."

Agnes reckte sich auf. Die blauen Augen in ihrem braunen Gesicht blitzten. Trotzig warf sie den Kopf in den Nacken.

„Ich kann haben, wen ich will, Schwager! Jeden Mann! Dich könnte ich auch haben, wenn ich wollte."

Sie stand so dicht vor ihm, daß ihr Kleid, daß ihr Atem ihn streifte. Dann lachte sie hell auf. Zorn klang in diesem Lachen und verwundeter Stolz. Sie griff nach den Schultern des Mannes, als wollte sie ihn schütteln und ihre leidenschaftliche Verachtung fühlen lassen. Da aber neigte sie sich gegen ihn und küßte ihn heiß auf den Mund.

Rasch lief sie davon. Auf halbem Weg blieb sie stehen und rief der Schwester mit einer Stimme zu, aus der Tränen klangen: „Er hat mich geschmäht, Josephine. Ich hab' ihn geküßt. Wer von uns beiden ist der bessere Mensch?"

Sie lief dem Haus zu. Die Tür flog hinter ihr ins Schloß.

Als Josephine sich umwandte und auf Ludwig blickte, sah sie, daß sein Gesicht grau war und verstört und daß er die Lippen zusammenpreßte.

Mehr als ein halbes Jahr war vergangen. In der Kleinstadt gab es viel zu reden; Außerordentliches, Unmögliches war geschehen. Nicht Josephine würde Ludwig heiraten, sondern Agnes, die jüngere Schwester.

Niemand wußte, wie es gekommen war, daß die beiden, die von Kind auf feindselig gegeneinander gewesen waren, unerwartet in so lohenden Brand gerieten, daß sie alles um sich her vergaßen: den Schmerz Josephines, der Väter Fluch, den Spott und die Verachtung

der Leute. Sie gingen durch all das hindurch, Hand in Hand, ohne nach rechts oder nach links zu sehen. Die Welt schien ihnen versunken, das Ohr ertaubt für die Worte der andern, das Herz verschlossen für das, was nicht sie selber anging.

Sie konnten sich ansehen, lange, lange und wußten nicht, ob das, was auf dem Grund ihrer Augen schlummerte, der alte Haß war oder die junge Liebe. Oft schien es ihnen, alle ihre versteckte jahrelange Feindseligkeit gegeneinander sei immer schon Liebe gewesen, und oft war es ihnen, als wären sie noch heute einander feind und nur die glühenden Flammen, in der die Feindschaft brenne, mache sie der Liebe ähnlich. Gewiß war ihnen nur eins: die Wandlung, die sich jäh in ihnen vollzogen, war im sommerlichen Garten in jener Mittagstunde geboren, als Agnes im Zorn oder rächenden Triumph küssend die Lippen des Schwagers berührt.

Josephine hatte ihr Schicksal auf sich genommen, ohne ein Wort der Klage. Niemand merkte etwas von dem, was in ihr vorging. Still und gefaßt tat sie ihre Pflicht. Nur in den Nächten saß sie wach in ihrem Bett, den Kopf in fiebernde Hände gestützt und haderte mit dem Geschick, das ihr das Glück ihres Lebens zerschlagen.

Gegen die Ehe Ludwigs mit Agnes stemmte sich am heftigsten dessen Vater, der alte Handelsherr. Ihm gefiel die schöne Schwiegertochter gar nicht. In das stille Kaufmannshaus hatte er sich als Frau seines Sohnes Josephine gewünscht, der er mit rührend-ehrerbietiger Zärtlichkeit zugetan war. Als es ihm nicht gelang, den Widerstand und die Unvernunft des Sohnes zu brechen, erklärte er kurz, daß er ihn enterben und das alte Geschäft verkaufen wolle. Ludwig möge sich außerhalb eine Existenz gründen, wo es ihm beliebe.

Das war ein schwerer Schlag für die Liebenden, der ihre Verbindung in weite und ungewisse Ferne schob. Jahre voll Kampf und Entsagen und mühsamen Ringens sahen sie voraus.

Josephine sah die Not der beiden, die ihr in ihrem Wesen von Kindheit an vertraut waren. Sie wußte, wie sehr Ludwig am Geschäft hing, das sich in der Familie vom Urahnen auf Sohn und Enkel und Enkelskind vererbt. Außerhalb, in einem fremden Hause würde er nie Wurzeln fassen können. Immer müßte es ihm sein, als steuere er schiffbrüchig auf losen Planken über den stürmischen Ozean.

An einem Nachmittag, nach Schluß der Schulzeit, ging Josephine am Haus des Mannes, der ihr Schwiegervater hatte werden sollen, am Laden vorbei. Durch die Glasscheibe sah sie Ludwig stehen. Traurig und sorgenvoll sah er sie an. Schwesterliches Mitleiden bewegte ihr Herz, das sie so oft für ihn gefühlt. Sie nickte ihm zu, als wolle sie sagen: „Mut! Mut! Ich tue, was getan werden kann!"

Ludwig hörte das Mädchen langsam die Treppe zu den Zimmern des Vaters emporsteigen, in die er sich grollend zurückgezogen. Deutlich hörte man, wie auf jeder Stufe der eine Fuß immer ein wenig nachschleifte.

Was oben in den einsamen, stillen Räumen der alte Mann und das Mädchen, ernster gereift als ihre jugendlichen Jahre es bedingten, in vielen Stunden miteinander besprachen, erfuhr kein Mensch.

Es war spät, als Josephine fortging. Ludwig saß allein im Kontor. Die Angestellten hatten Feierabend gemacht. Er hätte Licht anzünden müssen, aber er blieb allein im Dunkeln sitzen.

Er hörte Josephine die Treppe herabkommen. Sie

ging an seiner Tür vorbei, ohne bei ihm einzutreten, wie sie es früher getan. Das empfand er schmerzlich. Mochte die Liebe zu Agnes noch so leidenschaftlich sein, da waren von frühester Jugend an doch tausend zarte Fädchen und geheime Regungen, die ihn mit der Kindheitsgespielin verbanden und die sich nicht zerreißen lassen wollten.

Die Tür zu Vaters Zimmer knarrte oben. Der Alte, auf seinen Krückstock gestützt, kam langsam die Treppe herab und trat ein in den dunklen Raum, in dem der Sohn müde an seinem Pult lehnte.

„Eurer Hochzeit steht nichts im Wege," sagte er. „Was die Übergabe des Geschäfts betrifft, so wird sie sich in den Grenzen und den Formen vollziehen, wie ich es zur Zeit bestimmte, als du mir deine erste Braut als Schwiegertochter zuführtest."

Den Dank des Sohnes wehrte er mit erhobener Hand ab. Schwer und müde schritt er an seinem Stock der Schwelle wieder zu. Unter der Tür blieb er stehen. „Josephine hat für euch gesprochen. Dankt es ihr." Nach einer Weile sagte er: „Mögest du nie bereuen, daß du Josephine aufgegeben hast."

Als ein Brief von Stella Niebuhr in Hamburg eintraf, stand Josephine im Laden des Uhrmachers Krath. Wie vor sieben Jahren, als sie nach Hamburg gezogen war, hatte sie wieder bei den Kraths ihre alten Zimmer bezogen. Bevor die Schwester mit dem einzigen Verlobten vor den Altar trat, verließ sie die Stadt zu Fräulein Niebuhrs großem Schmerz. Aber diesmal ließ sich Josephine nicht beirren und dachte daran, daß sie auch Pflichten habe gegen sich selber und daß es für die tiefen Wunden in ihrem Leben so lange keine Heilung geben

könne, als ihr täglicher Weg sie an dem Hause vorüberführte, in dem sie hätte wohnen sollen und in dem jetzt die Schwester als Hausfrau waltete.

Fräulein Niebuhr schrieb:

„Ich bin krank, mein liebes Kind, und alt. Mir ist's, als dürfte ich nicht sterben, bevor ich gesehen, daß Du das Erbe antrittst in meinem Schulhaus. Komm heim. Lange Zeit ist dahingegangen. Viel Wasser ist inzwischen zu Tal geflossen. Willst Du ewig in der Fremde leben?" Darunter stand mit schon ein wenig unsicherer Schrift der alten Schulvorsteherin der Satz: „Manches wirst Du sehen, was Dir nicht gefallen wird und was nicht ist, wie es sein sollte."

Josephine grübelte.

Was konnte das sein, was ihr nicht gefallen würde? — Sie ahnte, es hing mit Ludwig zusammen und ihrer Schwester. In den sieben Jahren, in denen sie nur an Feiertagen in der Heimat geweilt, hatte sie wohl gespürt, daß das große Glück nicht gekommen war für Ludwig und Agnes. Gleichgültigkeit war zwischen ihnen und Unfrohheit. Ludwig war ein ernster Mann geworden mit zusammengepreßtem Mund, wie ihn Menschen haben, die nichts laut werden lassen wollen von dem, was ihre Brust erfüllt. Agnes war als Frau und Mutter zweier Kinder noch schöner geworden. Ihre Einfachheit hatte sie abgetan; sie liebte es, sich als Kaufmannsfrau in Stoffe zu kleiden, die im Laden auslagen, und man sah sie nicht nur an Sonntagen in Kleidern aus Seide oder Samt, reichlichen Schmuck in den Ohren, am Halse und an den rundlichen Armgelenken.

Oft, selbst in Gegenwart Josephines, hatte es scharfe Rede und Gegenrede zwischen Mann und Frau gegeben. Dann war es wie in der Kinderzeit. Die Augen der

Streitenden funkelten, feindliche Erregung brandete hin und her, und Josephine blieb nichts übrig, als wieder zu begütigen, zu entschuldigen, zu mildern, zu versöhnen.

Was aber meinte Fräulein Niebuhr, was ihr nicht gefallen würde? Gab es neuere, unversöhnlichere Zwistigkeiten zwischen den Gatten? — Hing es mit Paul und Hedwig zusammen, den Kindern? — Oder war es der neue Teilhaber, den Ludwig ins Geschäft aufnehmen mußte, weil sich die alte, ehrenhafte Firma in den wilden Schwankungen der unruhigen Zeit ohne fremdes Geld nicht halten konnte?

Josephine seufzte sorgenvoll.

Eine alte Schwarzwälder Uhr begann, die Abendstunde zu schlagen; eine zweite, eine dritte, eine vierte, eine fünfte, eine sechste schlugen nach ihr.

Josephine dachte an ihren Geburtstagsabend vor vielen Jahren, an dem sie auch in dem Laden gestanden war, umtönt vom metallenen Gesumme schlagender Uhren. An jenem Tag hatte sie, als sie Ludwig gesucht, ihn in tiefer Not gefunden, nahe daran, den Tod im Fluß zu wählen. Angst überfiel ihr Herz, als könnte er wieder in so großer Not sein und niemand haben, der ihm die helfende Hand bot.

Josephine löste ihren Kontrakt, der sie mit der Schule des Doktor Steffens in Harvestehude verband, an der sie sieben Jahre Lehrerin gewesen, um nach zwei Monaten im heimatlichen Schulhaus in Vertretung Fräulein Niebuhrs als Vorsteherin zu wirken.

Äußerlich schien die Ehe zwischen Ludwig und Agnes sich günstiger gestaltet zu haben als früher. Zu scharfen Auseinandersetzungen kam es selten mehr. Agnes benahm sich nachgiebiger oder gleichgültiger. Ihr blieb auch wenig Zeit; sie war jetzt im Laden tätig, und es

war nicht zu leugnen, daß ihre auffallende, elegante Erscheinung manche Kundin und manchen Käufer anlockte. In neuer Weise wurde in dem alten Geschäft gearbeitet, das war durch den Teilhaber Adolf Kraus aus Berlin hineingebracht worden, ein mehr großstädtischer Zug. Kraus hatte in mehreren kleinen Räumen Wände durchbrechen lassen und den Laden bedeutend vergrößert. Man sah in den reich dekorierten Schaufenstern, vor denen sich die staunende Menge drängte, Waren so moderner, raffinierter Art, wie man sie hier bisher nicht gewohnt gewesen. „Die Aufmachung ist alles," pflegte Adolf Kraus zu sagen, oder „Klimpern gehört zum Handwerk".

Josephine gegenüber äußerte Ludwig deutlich seinen Unwillen über die Art des Geschäftsgehabens und die Person des Teilhabers. „Ich zahlte ihn lieber heute noch aus, ließe ihn gehen und baute das Geschäft auf kleiner, aber solider Grundlage von neuem auf," sagte er. „Aber Agnes will es nicht. Sie ist entzückt über den Tingeltangel, den dieser Kraus in unseren einst stillen, vornehmen Räumen aufgemacht hat. Jetzt ist sie in ihrem Element, in Lärm, Buntheit und geschäftigem Gehaben, in dem weder der wahre Wert der Waren noch ernste Arbeit geschätzt wird."

Immer mehr bürgerte es sich ein, daß Josephine nach Schluß ihrer Schulstunden hinüber in das Haus der Verwandten kam. Da waren die Kinder, die sie brauchten. Paul sah ebenso aus, wie Ludwig einmal ausgesehen zu der Zeit, da sie als Kinder ihre Schelmenstreiche gemeinsam vollführt. Er war gesund und fröhlich, aber so geartet, daß eine energische erzieherische Hand nötig war. Die kleine Hedwig war kränklich und zart. In ihren zu großen Augen brannte ein sehnsüchtiges, erregtes

Seelchen; in dem schwächlichen Körper glomm es wie geheimes Fieber. Das Kind mußte mit großer Geduld und unendlicher Treue umsorgt werden. Agnes war keine Natur für einen so stillen, stündlichen Opferdienst. Als Fräulein Niebuhr gestorben war und Josephine im Schulhaus über zwei Räume mehr für sie selber verfügte, nahm sie die kleine Hedwig ganz zu sich herüber.

Sorgen bedrückten sie.

An einem Abend, als sie mit Hedwig in das Haus des Schwagers gegangen war, hatte sie etwas entdeckt, was sie mit Entsetzen erfüllte. Sie sah im Kontor zwei Gestalten, die sich umschlungen hielten. Agnes' Haupt ruhte an der breiten Schulter des Teilhabers.

Leise hatte sich Josephine mit dem Kind zurückgezogen. Was ging hier vor? — Ahnte Ludwig, daß ihm seine Frau die Treue brach? — Wie konnte Agnes ihre Pflicht, allen Stolz vergessen? —

Manchmal war es Josephine, sie müsse reden und die Wahrheit bekennen. Offenbar werden sollten die sündigen Heimlichkeiten. Aber ein Blick auf Ludwig verschloß ihr den Mund. Sie sah ihm seine inneren Kämpfe, das schwere Leben seiner Seele an. Sie fand nicht den Mut, ihm zu enthüllen, was ihm offenbar noch verborgen war.

Da kam der Tag, da doch eintraf, was sie von ihm abwenden wollte. Agnes und Kraus waren entflohen.

Josephine stieg in das Giebelzimmer empor, in dem Fräulein Wittmack, ihre Hilfslehrerin, gerade mit der Gießkanne Blumen auf ihrem Fensterbrett tränkte, und bat sie, den Unterricht in ihrer Klasse zu übernehmen. Dann ging sie schnell in das Haus des Schwagers.

Das Kontor war leer. Alle Angestellten waren fort-

geschickt. Ludwig saß allein an seinem Pult und schrieb, ohne aufzusehen.

Sein Gesicht war grau; wie versteint. Er sprach kein Wort.

„Um Gottes willen, Ludwig! Was tust du da?"

Er lächelte bitter.

„Ich mache Bilanz, Josephinchen. Die Bilanz meines Lebens."

Sie ging näher zu ihm hin.

Ludwig deutete auf ein Blatt, auf dem in großen Schriftzügen geschrieben stand: „Soll" und „Haben".

„Was hätte mein ‚Haben' sein können? Ein geachtetes Haus, eine blühende Firma, ein ehrlicher Name, eine schöne, liebende Frau, zwei Kinder und Josephinchen, der gute Genius meines Lebens. Statt dessen ist mein ‚Haben' ein verödetes Haus, ein Name, den Klatschmäuler in der Stadt begeifern, eine entflohene, ungetreue Frau. Auf meinem Guthaben stehst nur du und die Kinder."

Josephine konnte nicht sprechen. Angst und Kummer preßten ihr die Kehle.

„Ich werde Bankrott ansagen. Der famose Herr Kraus hat auch dafür gesorgt. Haus und Geschäft werde ich verauktionieren lassen. Drüben, überm Ozean, fange ich wieder neu an. Josephine, willst du dich meiner Kinder annehmen?"

Josephine hob den Kopf und schaute empor. Ihr gegenüber an der Wand hing das Bild des alten Mannes, der ihr Schwiegervater werden sollte.

Es schien ihr, die Augen sähen sie ernst und beschwörend an. „Laß nicht in Trümmer fallen, was ich aufgebaut," schienen sie zu sagen. „So zart du bist, bist du doch voll Kraft. Gib von dieser Kraft dem Zerbrochenen. Richte ihn auf."

„Hier ist dein Platz, Ludwig. Man wirft die Fahne nicht fort! Du bist deinem Sohne schuldig, ihm die Firma zu erhalten. Komm, jetzt machen wir gemeinsam Bilanz.“

Sie setzten sich nebeneinander und prüften Briefe, Geschäftsbücher, Rechnungen.

Vierzehn Tage arbeiteten sie, rechneten, korrespondierten, telegraphierten.

Zwei Monate gingen ins Land. Da war der Bestand der alten Firma gesichert. Schweres war noch zu tun, geduldige Arbeit. Aber am Kiel des Schiffes stand die Hoffnung und machte die weite Fahrt, vorbei an Klippen und Untiefen, zu einer Fahrt nach dem Glück.

Die Neuerungen, die Herr Kraus eingeführt, wurden abgeschafft. Die niedergerissenen Wände richtete man neu auf; die alten Räume entstanden wieder. In den Schaufenstern sah man statt bunter Fähnchen, Talmiwaren und Plunder erprobte, solide, wertvolle Ware. Alles war zerstoben, was Herr Kraus ins Haus gebracht. Auch die Erinnerung an Agnes, die nach ihrer Scheidung als Frau Kraus in Berlin im Geschäft ihres zweiten Gatten, einer Art Basar, tätig sein würde, erlosch immer mehr. Zu lange war Ludwig seiner Frau entfremdet, als daß die Trennung von ihr ihn noch im Lebenskern vernichten konnte. In einem Schrank fanden sich noch drei oder vier Kleider und Morgengewänder von ihr, dünn, seidig, bunt, glitzernd, der Geschmacksrichtung des Herrn Kraus entsprechend. Ludwig ließ sie einpacken und ihr zuschicken.

Nur ein Brokatschuh wurde vergessen. Den nahm das Hausmädchen mit in ihre Kammer, nagelte ihn an die Wand und steckte ein Sträußchen künstlicher Blumen hinein.

Es war an einem Sonnabend gegen Nachmittag, an dem Ludwig mit Josephine und den Kindern im Garten des alten Schulhauses saß, als der Brief mit dem Scheidungsurteil und ein zweites Schreiben eintraf. Ludwig reichte das Formular Josephine und las, was Agnes geschrieben:

„Ihr werdet mir zürnen, mich vielleicht verachten und schließlich bin ich doch nur meiner Natur gefolgt, die eben eine Alltagsnatur ist. Früher, viel früher hätte ich Euch schon den Weg zueinander frei machen müssen. Glaubt mir, im Grunde habe ich es immer stark gefühlt, daß Ihr zueinander gehört. Nie hätte ich zwischen Euch treten, Euch trennen sollen. Gibt es kein ‚Gutmachen' mehr? — Wenn doch das Glück noch zu Euch käme, ehe es zu spät ist ..."

Das Blatt zitterte in des Mädchens Hand, als sie diese Zeilen las. Sie wurde so bleich, daß Ludwig erschrak. Er sagte: „Agnes hat recht, nie hätte sie zwischen uns treten, uns trennen sollen. Du hast mir viel zu verzeihen, Josephinchen. Kannst du noch Vertrauen zu mir haben? — Willst du es noch einmal mit mir wagen?"

„Ich habe hier ein Amt, Ludwig. Stella Niebuhr hat es nicht um mich verdient, daß ich ihr Werk im Stich lasse."

Josephine blickte geradeaus. Es war ein langer Weg, den sie zurücksah auf ihr eigenes Leben. Sie sah sich daherkommen, wie man sich im Traum selber erblicken mag. Seit ihren frühesten Tagen war sie nie ganz allein auf diesem langen Weg gegangen. Eine Gestalt war neben ihr, erst deutlich, dann allmählich immer mehr erblassend, aber nie ganz fern. Am Ende des Weges wurde sie wieder klarer, ward sie körperlich deutlich, wie sie einst in Jugendtagen gewesen. Da mündete der

Pfad, den sie sah, in einen Traumgarten. Dort saßen sie und ihr Gefährte unter dem Baum des Friedens. Blumen dufteten, Vögel sangen im Geäst. Die Sonne sank. Im roten schwindenden Licht stand der Garten mit zwei glückversunkenen Menschen und spielenden Kindern auf grünem Rasen. Sie dachte: „Wer neben mir ging, solang ich denken kann, war Ludwig. Alles Leiden, alles, was geschah, waren doch nur Wege zum Ziel. Er ist es, mit dem ich im Abendfrieden noch Hand in Hand sitzen soll, seine Kameradin, die Mutter seiner Kinder."

In ihren klaren, bewegten Zügen mochte Ludwig erkennen, was in ihr vorging. Er legte den Arm um ihre Schulter, zog sie zu sich heran und küßte sie.

Als sie aufblickten, stand Hedwig vor ihnen und sah sie mit großen, verwunderten Augen an. Da lächelten sie, hoben das Kind empor, setzten es zwischen sich, und jedes von beiden umfaßte eines der kleinen Händchen.

Silbenrätsel

Aus den Silben ar, back, bi, bö, bord, da, der, ein, el, feld, flie, gla, ju, ka, kan, keit, krit, la, la, le, li, ne, ni, no, ot, pe, rus, sam, san, sans, schow, sky, ter, to bilde man die den folgenden Bedeutungen entsprechenden Wörter:

1. Schweizer Kanton, 2. Bewohnerin des Olymps, 3. Lied von Brahms, 4. Hafen in der Kieler Bucht, 5. linke Schiffseite, 6. exotischer Wasservogel, 7. Fußbekleidung, 8. Blütenstrauch, 9. männlicher Vorname, 10. Beleuchtung, 11. Arzneipflanze, 12. indische Gelehrtensprache, 13. Goethebiograph.

Liest man die Buchstabenpaare, die aus dem dritten und vierten Buchstaben jedes Wortes gebildet werden, der Reihe nach ab, dann erhält man den Namen eines berühmten Malers und den Titel eines seiner schönsten Bilder.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Die Fahrt in den Abgrund

Roman von Reinhold Ortmann / Schluß

Zwei Tage später kehrte Egon Stellbrinck nach Berlin zurück. Aber er war nicht mehr derselbe. Seine Nerven begannen zu versagen. Die Lage hatte sich während der kurzen Zeit seiner Abwesenheit weiter verschlechtert. Überall, wo er sich einen rettenden Weg zu bahnen suchte, stieß er auf unüberwindliche Hindernisse, und stündlich erhielt er neue Beweise dafür, daß sich überall das Mißtrauen gegen ihn regte. Sogar im persönlichen Verkehr ließ man ihn das fühlen. Als er im Klub erschien, zogen sich einige der angesehensten Mitglieder, die ihn bis dahin immer wie gute Freunde behandelt hatten, beinahe demonstrativ von ihm zurück, und wenn er auch trotzdem in verbissenem Trotz seine Besuche fortsetzte, um nicht dem Gerede durch sein Ausbleiben neue Nahrung zu geben, so wurden ihm doch die Stunden am Spieltische zu einer schwer erträglichen Qual. Auch die Direktoren der Hermesbank hatten ihr Verhalten gegen ihn geändert. Je näher die Gefahr rückte, die das Institut bedrohte, desto rücksichtsloser traten sie auf. Sie machten ihm ganz offen den Vorwurf, sie mit seinen Machenschaften vielfach hintergangen zu haben, und es fehlte in ihren erregten Auseinandersetzungen nicht an sehr deutlichen Anspielungen auf den Staatsanwalt, den sie ihrerseits anrufen würden. An die Erschließung neuer Kredite war unter solchen Umständen kaum zu denken. Er konnte die schwankenden Gesellschaften seines Konzerns nicht mehr stützen, und von Tag zu Tag sah er den Zeitpunkt näher vor sich, an dem das ganze Gebäude zusammenbrechen müsse.

Dessenungeachtet kämpfte er noch immer. Er hatte sich so in seine großen Pläne verbissen, daß es ihm unmöglich schien, sie scheitern zu sehen. Stündlich kamen ihm neue

Ideen für eine Rettung, und er verfolgte sie hartnäckig, bis ihn der Mißerfolg enttäuschte. Als er nach vierzehn Tagen die Anzeige von Magda Mühlbecks Verlobung mit Hagen in den Zeitungen las, berührte ihn das kaum noch. Was er an Liebe zu ihr empfunden hatte, war nicht tief genug gewesen, als daß sich sein Herz allzu wild gegen die Gewißheit empört hätte, sie verloren zu haben. Und aus seinen Berechnungen hatte er sie ja ohnedies ausgeschaltet. Die Namen Mühlbeck und Hagen waren im Buche seines Lebens gestrichen, und es war jetzt nicht an der Zeit, sich bei den erledigten Blättern dieses Buches aufzuhalten. Das schlimmste war, daß er immer deutlicher ein Nachlassen seiner Elastizität verspürte. Zuzeiten überkam ihn eine so hochgradige Abspannung und Müdigkeit, daß er seine Zuflucht zu allerlei stimulierenden Mitteln nehmen mußte, und sein Aussehen verschlechterte sich immer mehr.

Eines Tages erhielt er die Nachricht, daß sich gleichzeitig drei der schwächsten Firmen seines Konzerns unter Geschäftsaufsicht gestellt hätten, und nun war auch der letzte Zweifel geschwunden, daß dies der Anfang vom Ende sei. Von dem Augenblick an gab er die Hoffnung auf, das stürzende Gebäude zu halten. Jetzt handelte es sich nicht mehr um die Rettung seiner Unternehmungen, sondern nur noch um seine eigene Rettung. Er fuhr zu dem Justizrat Pniower, der sein Vertrauter in zahllosen verwickelten Rechtsangelegenheiten war, und hatte mit ihm eine lange Besprechung. Auch der Rechtsanwalt konnte ihm nichts Tröstliches mehr sagen. Die mit der Geschäftsaufsicht beauftragten Personen, deren Pflicht es war, die Bücher und Korrespondenzen zu prüfen, mußten notwendig hinter alle dunklen Zusammenhänge kommen, und es war mehr als wahrscheinlich, daß sie

die Hilfe der Staatsanwaltschaft für eine umfassende Untersuchung anrufen würden. Von da bis zum Erlaß eines Haftbefehls gegen Stellbrinck war nur noch ein sehr kurzer Weg.

„Wenn ich Ihnen einen freundschaftlichen Rat geben soll," meinte der Justizrat, „so ist es der: Machen Sie sich so bald als möglich aus dem Staube. Gehen Sie in die Tschechoslowakei, solange es noch Zeit ist. Vielleicht läßt sich die Sache in Ihrer Abwesenheit ordnen."

Egon erkannte, daß dies in der Tat das einzige war, was ihm zu tun übrig blieb. Und er begann, in fieberhafter Hast seine Vorbereitungen zu treffen. Er raffte skrupellos alles zusammen, was er an Devisen flüssig machen konnte, und seine alte Zuversicht kehrte zum Teil zurück, als sich die Wertpapiere vor ihm häuften. Es kümmerte ihn wenig, daß dies alles gestohlenes Geld war im eigentlichen Sinne des Wortes. Wenn es nur ausreichte, ihm jenseits der deutschen Grenze eine neue Existenz aufzubauen. Denn sein Lebenswerk war noch nicht getan. Der Schiffbruch, den er jetzt erlitten, durfte ihn nicht entmutigen. Mit frischen Kräften wollte er von neuem beginnen, und er hatte aus den Erfahrungen der letzten Monate genug gelernt, um sich vor einer Wiederholung der begangenen Fehler zu hüten und mit verdoppelter Klugheit zu operieren.

Wenn nur diese verwünschte Nervenschwäche nicht gewesen wäre, die ihn immer gerade dann überfiel, wenn er seine Kräfte auf das äußerste anspannen wollte. So fühlte er sich auch am heutigen Nachmittag, als er in die Villa zurückkehrte, beim Verlassen des Wagens sterbensmatt und fiel völlig erschöpft in seinen Schreibsessel. Ganz apathisch saß er untätig eine Weile da. Er hatte nicht einmal die Energie, das Licht der Schreibtischlampe

anzudrehen. Je tiefer die Schatten der hereinbrechenden Dunkelheit ihn umhüllten, desto grauer und düsterer wurden auch seine Gedanken. Zum erstenmal tauchte die Frage vor ihm auf, ob es denn auch der Mühe wert sei, all die Aufregung und Sorge auf sich zu nehmen, die notwendig mit einer Flucht verbunden war. Was ihm noch vor wenig Stunden als ein Kinderspiel erschienen war, jetzt, in diesem Zustande tiefster körperlicher und seelischer Ermüdung, dünkte es ihm gräßlich und unüberwindlich. Er sah sich als den steckbrieflich verfolgten Verbrecher, als den gezeichneten Missetäter, der aus einer Angst in die andere getrieben wurde, der nicht wußte, wohin er sein Haupt legen sollte, und der vor jedem beobachtenden Blick zittern mußte. Mit einemmal entsank ihm der Mut, den entscheidenden Schritt zu tun. War es nicht so viel einfacher und besser, auf andere Weise ein Ende zu machen? Wenn er mit einem sensationellen Knalleffekt aus dem Leben schied — wenn man morgen in den Zeitungen las: der große Stellbrinck hat sich erschossen, als er sein Werk vernichtet sah — würde ihm das nicht einen wirksameren Abgang sichern als ein klägliches Entweichen? Ein Komödiant war er ja doch sein Leben lang gewesen, warum sollte er nicht auf echt komödiantische Art von der Bühne des Lebens abtreten? Er war freilich von Haus aus nicht tapfer. Die Vorstellung, daß er den eiskalten Lauf der Pistole an seine Stirn setzen sollte, der Gedanke an das Eindringen des Geschosses, an die Schmerzen, die er möglicherweise erleiden mußte, ehe es auf ewig Nacht um ihn wurde, sie stellten sich als grauenhafte Gespenster seiner Absicht entgegen. Aber er zog dennoch die Schublade auf, in der er den großen Armeerevolver verwahrte, der für die Ausführung der Tat jedenfalls geeigneter war als der kleine Browning. Er

nahm die Waffe heraus und überzeugte sich trotz der Dunkelheit, daß sämtliche Läufe geladen waren. Dann ließ er den Arm wieder sinken. Es war ihm plötzlich schwarz vor den Augen geworden, und feurige Ringe kreisten durch die tiefe nächtliche Finsternis. Er machte einen Versuch, sich aufzuraffen, aber er fiel kraftlos zurück und glitt im nächsten Moment aus dem Sessel auf den Teppich nieder. — —

Elli Lindemann war auf dem Wege zur Villa Stellbrinck. Langsam und traurig ging sie dahin, denn ihre Seele war zum Tode wund, und sie schleppte ein namenloses Weh mit sich herum. Paul Lorenz mußte in den nächsten Tagen seine Gefängnisstrafe abgebüßt haben. Dann würde er wieder da sein und sein Recht verlangen. Sie mußte seine Frau werden — sie mußte. Es gab keinen Weg für sie, diesem Letzten und Schrecklichsten auszuweichen. In den Fluß zu gehen, hatte sie nicht mehr das Herz und die Kraft. Sie war ihr bei jenem vereitelten Versuch zerbrochen. So oft sie auch seitdem schon wieder am Ufer gestanden, das Grauen vor der unbekannten dunklen Tiefe war jedesmal stärker gewesen als ihre Lebensmüdigkeit. Und still war sie nach einer Viertel- oder halben Stunde wieder davongeschlichen in ihr freudloses Heim, wo sie von der Mutter nur noch harte, gallige Worte hörte und verbissene, grämliche Mienen sah. Ihr Glück waren nur die Stunden, die sie mit Egon Stellbrinck zubrachte. Aber es war ein gar angstvolles und kümmerliches Glück. Denn sie zitterte davor, daß er etwas von ihren Empfindungen ahnen könnte und außerdem bangte sie um ihn, denn sie sah, daß er ein anderer geworden war. Mit dem feinen Instinkt der Liebe fühlte sie die Sorge und Unruhe, die ihn verzehrten, und von Tag zu Tag nahm sie mit immer größerem Schmerz die

Spuren des Verfalls auf seinem Antlitz wahr. Aber sie durfte ihn ja nicht fragen, durfte ihm kein Wort des Trostes sagen. Er war ihr Brotherr, dem sie wie eine Maschine zu Diensten sein mußte, und er hatte in diesen letzten vierzehn Tagen auch kaum noch Notiz von ihr genommen.

So betrat sie auch am heutigen Abend die Villa und begab sich, wie es auf Stellbrincks Weisung in der letzten Zeit Brauch geworden war, unangemeldet geradeswegs in sein Arbeitszimmer.

Sie war überrascht, es unbeleuchtet zu finden und wollte sich zurückziehen, in der Meinung, daß Stellbrinck nicht anwesend sei. Da gewahrte sie in dem schwachen Lichte, das von der Straße her durch die Fenster eindrang, die auf dem Boden hingestreckte menschliche Gestalt. Sie stieß keinen Schrei aus, aber sie ließ ihre Aktentasche fallen und lag im nächsten Augenblick neben dem Bewußtlosen auf den Knien. Sie tastete nach seinem Kopfe und nahm ihn zwischen ihre beiden Hände. Dann schluchzte sie laut auf, eine Beute fassungslosen Schmerzes, bis ihr plötzlich zum Bewußtsein kam, daß sie vor allen Dingen Licht machen müsse. Sie stand auf und schaltete die Lampe ein. Nun erst sah sie den Revolver in Stellbrincks Hand, und sie meinte natürlich nicht anders, als er habe sich erschossen. Von neuem warf sie sich bei ihm nieder. Es kam ihr nicht in den Sinn, daß es ihre Pflicht sei, Hilfe herbeizurufen. Sie hielt Egon Stellbrinck für tot und neben diesem unfaßbar Fürchterlichen versank alles andere in nichts. Sie beugte sich tief auf ihn herab, sie streichelte seine Wangen, und ihre heißen Tränen netzten sein Gesicht.

Da schlug der Ohnmächtige die Augen auf. Mit einem wirren Blick sah er um sich, dann kehrte ihm das klare

Bewußtsein der Wirklichkeit zurück. Er sah das Mädchen neben sich, sah ihr von Tränen überströmtes Gesicht und den Ausdruck wilder Verzweiflung in ihren Zügen. Die Nähe ihres warmen jungen Körpers wirkte seltsam auf ihn ein, und nie war sie ihm so lieblich, so begehrenswert vorgekommen, wie in diesem Augenblick.

„Elli," sagte er leise, ohne sich zu rühren. „Weinst du um mich?"

Sie nickte nur und schuchzte umso heftiger. Da nahm er sie und zog sie an seine Brust.

„Es hätte dich also betrübt, wenn ich tot gewesen wäre?"

„Oh, ich hatte so unsägliche Angst," flüsterte sie. „Die Pistole — —"

Er schleuderte den Revolver beiseite und richtete sich auf. Aber er gab sie darum nicht frei, sondern hielt sie nur noch fester und inniger in seinem Arm.

„Elli! Du hast mich also lieb?"

„So sehr! So sehr!" hauchte sie, ihr Gesicht an seinem Halse bergend. Für sie gab es ja auf der Welt nichts mehr als ihn. Wenn diese Stunde die letzte ihres Lebens war — und sie hatte die Empfindung, daß es so sein müsse —, jetzt hatte sie keinen Grund und keine Kraft mehr, ihr Geheimnis in sich zu verschließen. Egon Stellbrinck aber, der kalte, berechnende Ichmensch, war bis ins innerste Herz gerührt. Die Liebe dieses Mädchens, das so lange still und bescheiden neben ihm hergegangen war, wirkte auf ihn wie ein holdes Wunder. Nie meinte er ein anmutigeres, liebenswerteres Geschöpf in seinen Armen gehalten zu haben. Wahrlich, es lohnte sich, um ihretwillen zu leben.

Er setzte sich auf das Sofa und zog die widerstandslos Nachgebende auf seinen Schoß.

„Höre mich, Elli! Ich habe dich lieb — so lieb, wie sonst nichts auf der Welt. Willst du mir gehören — für immer?"

Sie hörte seine Worte wie eine himmlisch-süße Musik. Sie verstand wohl kaum, was er sagte, aber sie gab sich den seligen Wonnen des Augenblicks hin, ohne nachzudenken und ohne zu fragen.

„Ja," flüsterte sie. „Immer — immer!"

„Und würdest du mit mir hinausfahren in die Welt? In ein fremdes, schönes Land, wo wir glücklich sein könnten — so glücklich?"

„Ja — ja!"

„Du willst also deine Mutter und deinen Verlobten verlassen, um mein zu sein — nur mein?"

Ein Schauer ging über ihren Leib. Sie zitterte, aber sie drückte ihr Gesicht nur fester an seine Brust.

„Alle will ich verlassen. Nimm mich hin. Tu mit mir, was du willst."

„Du Liebe — Süße — Einzige! Auf meinen Händen will ich dich tragen."

Er küßte sie leidenschaftlich, und schüchtern erst, dann aber mit auflodерndem Feuer gab sie ihm seine Küsse zurück. All die so lange niedergehaltene Glut, alles Sehnen und Begehren ihrer unglücklichen Liebe machte sich Luft in einem Ungestüm, das ihn beseligte und ihn mit neuer flammender Lebenshoffnung erfüllte. Sie wußten nicht, eine wie lange Zeit sie in dem Rausch ihrer Selbstvergessenheit zugebracht. Da ließ ein bescheidenes Klopfen an die Tür des Zimmers Egon Stellbrinck auffahren.

„Bleib!" raunte er dem Mädchen zu und ging, um zu öffnen. Draußen stand der Diener, der einen Besucher melden wollte.

„Sagen Sie, ich sei heute abend für niemand zu sprechen, und sorgen Sie, daß ich ungestört bleibe."

Er kehrte zu Elli zurück, nahm ihre beiden Hände und sprach eifrig auf sie ein. Sein Plan stand vollständig fest, und es galt nur, jedem etwa nachträglich auftauchenden Bedenken Ellis vorzubeugen. Morgen — nein, das ging nicht, aber übermorgen mußten sie reisen. Am späten Abend wollten sie abfahren, um Tags darauf die tschechoslowakische Grenze zu passieren. Jenseits derselben war Stellbrinck vorläufig in Sicherheit. Natürlich sagte er ihr nicht, daß er vor seinen Gläubigern und vor einer Verfolgung durch die Staatsbehörde floh, sondern er ließ sie in dem Glauben, daß sie fort müßten, weil er sie ihrer Mutter und ihrem Bräutigam entführte. Er erwartete Einwendungen von ihrer Seite, aber Elli widersprach mit keinem Wort. Sie war Wachs in seinen Händen, und sie würde ebenso bereitwillig zugestimmt haben, wenn er ihr vorgeschlagen hätte, mit ihm in den Tod zu gehen. Er sagte, daß er ihr morgen einen Paß besorgen werde, und daß sie die beiden Tage, die ihnen hier noch blieben, dazu benützen müsse, sich wenigstens notdürftig für die Reise auszurüsten. Er schrieb ihr vor, was sie ihrer Mutter sagen solle, um ihre Abwesenheit für einige Tage zu erklären und gab ihr allerlei Ratschläge für ihr Verhalten.

Dabei unterbrach er sich durch immer wiederholte Liebkosungen, die sie erglühen machten, und in einer letzten langen Umarmung hielt er sie fest, ehe sie endlich voneinander schieden.

„Du wirst morgen vormittag zu mir kommen und dich darauf einrichten, den ganzen Tag mit mir zu verbringen. Und ich werde dich nicht vergebens erwarten — nicht wahr?"

„Nein — ich komme — ich komme ganz gewiß!"
Sie küßten sich noch einmal. Dann geleitete er sie zur Tür.

Der kommende Morgen fand Egon Stellbrinck wieder als einen entschlossenen, tatkräftigen Mann. Die Würfel waren gefallen, und nicht für einen Augenblick kam ihm ein Zweifel an dem glücklichen Gelingen seines Fluchtplanes. Es war, als hätte Ellis Besitz seinen Körper mit neuer Lebenskraft erfüllt. Umsichtig, alle Möglichkeiten klug erwägend, traf er seine letzten Vorbereitungen. Die Summe, die er mit sich nahm, stellte ein ansehnliches Vermögen dar, und nach den Dispositionen, die er in seinem Büro hinterließ, konnte seine mehrtägige Reise nichts Auffallendes mehr haben. Als Elli pünktlich erschien, frischer und lieblicher denn je, hatte er sofort die beruhigende Gewißheit, daß von ihrer Seite keine Hindernisse zu befürchten waren, und beinahe fröhlich fuhr er mit ihr in die Stadt, um die für ihre Ausstattung erforderlichen Einkäufe zu besorgen. Es bereitete ihm Vergnügen, sie mit allerlei schönen Dingen zu versehen und sich an ihrem Entzücken über die Herrlichkeiten zu erfreuen, die ihr gehören sollten. Sie speisten in einem kleinen, feinen Restaurant und verbrachten den Tag wie zwei glückliche, unmenschlich verliebte Leute, vor denen im hellsten Sonnenglanze ein langes glückliches Leben liegt.

Dann brach der letzte an, den sie noch in Berlin verleben wollten. Frau Lindemann hatte sich durch das Märchen von einer kurzen Reise, die Elli im Auftrage ihres Geschäfts unternehmen müsse, umso eher täuschen lassen, als ihre Tochter ihr eine schriftliche Bestätigung der Firma vorgelegt hatte. Elli stellte sich schon am frühen Nachmittag in der Villa ein. Ihr Koffer stand gepackt neben demjenigen Stellbrincks, und gegen Abend

wurde das Gepäck auf dem Auto verladen. Der Chauffeur Wolter erhielt die genauesten Instruktionen, und Elli wartete im Speisezimmer auf den Geliebten, um das letzte Abendessen in der Heimat mit ihm einzunehmen.

Stellbrinck, der während des Tages eine ganze Anzahl von Schriftstücken und Briefen verbrannt hatte, unterzog die Fächer seines Schreibtisches einer nochmaligen Durchsicht, als der Diener ihm ein Telegramm überbrachte. Er riß es auf und las: „Vater Schlaganfall. Hoffnungslos krank. Sofort herkommen. Maria."

Er fuhr sich mit der Hand an die Stirn. Dann ließ er sich in den Stuhl fallen. Das war ein unerwarteter fürchterlicher Zwischenfall, der alles über den Haufen zu werfen drohte. Er war immer ein guter Sohn gewesen und er liebte seinen Vater aufrichtig, soweit er seiner Natur nach dazu imstande war. Im ersten Moment schien es ihm darum, daß er dem Rufe unbedingt Folge leisten müsse, unbekümmert um die Folgen. Dann aber kehrte ihm die Besinnung zurück. Konnte er es denn überhaupt noch tun? Durfte er einem sterbenden Manne sein eigenes Leben zum Opfer bringen. Er überlegte, was unter den obwaltenden Umständen der Verlust eines einzigen Tages für ihn bedeuten würde. Und mit dem einen Tage war es wahrscheinlich nicht einmal abgetan. Ein vom Schlage Getroffener konnte ja noch wochenlang leben. Würde er sich von dem Sterbelager losmachen können? Und mußte sein Fortgehen dann nicht noch liebloser erscheinen als jetzt sein Ausbleiben? Er dachte daran, Elli um ihre Meinung zu befragen, aber er verwarf den Einfall sofort wieder. Was sollte sie denn sagen? Sie würde ihm natürlich raten, nach Frauenthal zu gehen. Wußte sie doch nicht, was dabei auf dem Spiele stand. Er zermartete sich den Kopf, und darüber vergingen die Minuten. Und

wie er auch sann, das Ergebnis war doch immer dasselbe. Immer klarer, immer unbarmherziger wurde es ihm zur Gewißheit: Es durfte, es konnte nicht sein. Er vermochte dem von der Hand des Todes Berührten nicht zu helfen, und während er an seinem Bette saß, um in pflichtschuldiger Sohnesliebe den letzten Atemzug zu erwarten, würde sich das Verhängnis über seinem eigenen Haupte entladen. Wem hatte er damit genützt? Auch Maria mußte ihm verzeihen, wenn sie später alles erfuhr. Gebieterisch zeichnete der Trieb der Selbsterhaltung ihm seine Handlungsweise vor. Wie schwer es ihn auch ankam, er mußte ihm gehorchen.

Er zerriß das Telegramm in kleine Stücke und streute sie in den Papierkorb. Und ihm war, als habe er sich nun erst vollständig von der Heimat losgesagt, als habe er auch das letzte Band zerrissen, das ihn mit ihr verknüpfte. Er stand auf, breitete die Arme aus und reckte sich in allen Gliedern. Jetzt war er in Wahrheit ein freier Mann, den nichts mehr hindern konnte, sein neues Leben zu beginnen. Nun gab es keinen Blick mehr nach rückwärts, Mit eisernem Mute und zäher Beharrlichkeit wollte er am Steuer stehen, um sein Lebensschiff zwischen allen Klippen hindurch den lockenden fernen Zielen entgegenzuzwingen. Ernster, aber in beinahe gehobener Stimmung kehrte er zu der wartenden Elli zurück.

Es war ein dunkler, unwirscher Abend. Gegen acht Uhr hatte ein dichter Landregen eingesetzt, der sich wie ein Schleier vor alle Dinge legte. In übelster Stimmung kauerte der Chauffeur Wolter auf seinem Sitz. Die große Fahrt bei dem schlechten Wetter kam ihm sehr ungelegen, zumal sie ihn in eine Gegend führen sollte, die er noch nicht aus eigener Anschauung kannte. Er brummte in

sich hinein und wandte mißmutig den Kopf, als er sich bei seinem Namen angerufen hörte. Dann aber rief er überrascht: „Potztausend, Lorenz! Bist du wieder da?"

„Ja. Heute abend entlassen. Gott sei Dank, daß das hinter mir liegt."

„Ich wollte, daß ich diese Fahrt auch erst hinter mir hätte."

„Wohin soll's denn gehen? Mit den beiden großen Koffern?"

„Über die tschechoslowakische Grenze. Scheint was besonders Wichtiges zu sein nach dem Aufheben, das Stellbrinck davon gemacht hat. Eine Dame fährt auch mit."

„So? Eine Dame? Vielleicht seine Schwester?"

„Nein. Ich kenne sie nicht. Ich habe sie nicht gesehen."

„Und warum ist dir das so unangenehm? Es gibt doch sicher ein gutes Trinkgeld."

„Ich frage nichts danach. Ich fühle mich nicht besonders wohl und wäre heilfroh gewesen, wenn ich davon hätte loskommen können."

„So laß mich für dich fahren. Ich bin ausgeruht genug."

„Was wird Stellbrinck dazu sagen? Aber meinetwegen kannst du ihn ja fragen."

In Paul Lorenz' Gehirn tauchte ein verwegener Gedanke auf.

„Weißt du was, Wolter? Wir fragen ihn erst gar nicht. Es wird keine schlechte Überraschung sein, wenn er mich morgen früh auf dem Fahrersitz sieht."

„Das geht doch nicht gut. Kennst du denn den Weg?"

„Wie meine Tasche. Ich bin ihn schon zweimal gefahren."

„Hm! Es wäre gar nicht so übel. Und wenn du wirklich meinst, daß man es riskieren kann — —"

„Natürlich kann man. Stellbrinck hat gewiß nichts dagegen. Es wird einen Hauptspaß geben. Warte noch einen Augenblick, bis ich mir den Mantel und die Mütze aus dem Gartenhause geholt habe. Wenn er inzwischen schon herauskommen sollte, kannst du's ihm ja sagen. Aber besser ist's, wenn er gar nichts davon weiß. Ich bin gleich wieder da."

Wirklich hatte er nur ein paar Minuten gebraucht, um sich mit allem Erforderlichen zu versehen. Wolter sprang herab, und Paul Lorenz kletterte eilfertig auf seinen Sitz.

„Nun drück dich schleunigst," lachte er. „Falls er nicht jetzt noch eine Unterhaltung mit mir anfängt, wird er nichts ahnen."

Erst eine Viertelstunde später kamen die beiden aus dem Hause. Elli war in ihrem Automantel und mit ihrem dichten Schleier völlig unkenntlich. Sie ging leichtfüßig voraus, und Egon Stellbrinck half ihr in den Wagen. Dann stieg er, ohne einen Blick auf den Chauffeur zu werfen, ebenfalls ein und mit lautem Klappen fiel der Schlag hinter ihm zu.

Still vor sich hinlachend setzte Paul Lorenz das Fahrzeug in Bewegung.

Als Egon in dem dunklen Wagen — er hatte ausdrücklich befohlen, die elektrische Beleuchtung nicht einzuschalten — seine Begleiterin zärtlich an sich zog, fühlte er, daß sie zitterte.

„Fürchtest du dich?" fragte er. „Was macht dir Angst?"

„Ach, es ist nichts. Ich fahre nur zum erstenmal des Nachts in einem Auto. Wenn du bei mir bist, fürchte ich mich vor nichts."

Sie schmiegte sich an ihn wie ein Schutz suchendes Kind, und wenn sie auch anfänglich noch bei jedem

stärkeren Stoß des Wagens zusammenfuhr, so beruhigte sie sich doch allgemach und konnte sogar über ihre Zaghaftigkeit scherzen.

„Ich bin ein rechter Hase — nicht wahr? Du mußt Geduld mit mir haben, Liebster! Ich weiß ja noch so wenig vom Leben."

„Du sollst es schon noch kennenlernen. Eine große, vornehme Dame wirst du werden und die Herzen aller Männer beherrschen."

„Aber das will ich ja gar nicht. Behalte ich nur deines, so bin ich das glücklichste Geschöpf auf Erden."

„Du bist also glücklich?"

„Unmenschlich! Es ist mir noch immer wie ein süßer Traum."

„Und du wirst dich auch nicht zurücksehnen nach dem, was du jetzt hinter dir gelassen hast — nach deinem Elternhause und nach deinem — —"

Sie preßte ihm die kleine Hand auf den Mund.

„Sprich nicht von ihm — nenne seinen Namen nicht — ich bitte dich darum. Ich weiß ja, daß ich ihm Schreckliches angetan habe und daß er sehr, sehr traurig sein wird. Aber ich konnte doch nicht anders — Gott weiß es, daß ich nicht anders konnte."

„Nein. Und er wird sich damit abfinden. Daß du keine Frau für ihn warst, muß er doch nachgerade selbst eingesehen haben. Und Leute von seinem Bildungsgrade pflegen mit solchen Dingen leicht fertig zu werden."

„Glaubst du? Mir wird ganz seltsam zumute, wenn ich an ihn denke. Er hatte mich doch sehr lieb."

„Auf seine Art — mag sein. Aber seine Art paßte eben nicht für mein zartes kleines Vögelchen. Mit Samtpfötchen mußt du angefaßt werden, nicht mit derben, ungeschlachten Arbeiterfäusten."

„Ich hätte diese Fäuste wohl nicht zu spüren bekommen. Aber er wird außer sich geraten, wenn er es erfährt.“

„Mache dir darum jetzt doch keine Sorge. Wenn er es erfährt, werden wir um viele Meilen von ihm entfernt sein. Er wird deinen Aufenthalt nie kennenlernen. Und er kann dir darum auch nichts antun.“

„Und wenn er ihn dennoch herausbrächte — du wirst mich vor ihm schützen — nicht wahr, Egon?“

„Natürlich, Kind! Unter meiner Obhut bist du so sicher wie jetzt in diesem Wagen.“

Sie sah voll dankbaren Vertrauens zu ihm auf, und das Schreckgespenst, als das Paul Lorenz zuweilen vor ihr auftauchte, entschwand allmählich wieder aus ihren Gedanken. Sie hatten die Stadt jetzt hinter sich und fuhren über dunkle Landstraßen dahin. Zuweilen wurden rechts oder links vereinzelte Lichter sichtbar, um ebenso schnell von der Finsternis wieder verschlungen zu werden. Der gleichmäßige Gang des Wagens übte nach und nach seine einschläfernde Wirkung auf Elli aus. Sie spürte erst jetzt, wie müde die Aufregungen der beiden letzten Tage sie gemacht hatten. Immer schwerer sank ihr Köpfchen an Egons Schulter. Da bereitete er ihr in einer Ecke des Wagens ein bequemes Ruhelager, hüllte sie fürsorglich in eine weiche Decke und bettete sie so gut, daß sie sich mit einem Seufzer des Behagens ausstreckte.

„Gute Nacht, mein Lieb!“ flüsterte er ihr zu. „Schlummere süß!“

Ihn selbst floh der Schlaf. Er war in dem Wirrwarr der Vorbereitungen bis jetzt nicht dazu gekommen, sich einen bestimmten Plan für die nächsten Tage zu entwerfen, und er dachte jetzt darüber nach, welche Maßnahmen die zweckmäßigsten sein würden. Er kam zu dem Ergebnis, daß es am besten sein würde, das Auto noch

einen Tag zu behalten und es dann auf einem anderen Weg nach Berlin zurück zu schicken. Er wollte sich dann mit Elli zunächst an irgendeinem kleinen Orte verbergen und nur dem Justizrat Pniower Kenntnis von seinem Aufenthalt geben. Der Mann war nicht nur als Rechtsanwalt zum Schweigen verpflichtet, sondern er war ihm auch soviel Dank schuldig, daß Egon sich auf seine Ratschläge unbedingt verlassen durfte. Von den Weisungen, die er ihm gab, wollte er dann sein weiteres Verhalten abhängig machen. Eine Verhaftung hatte er jedenfalls vorerst nicht zu fürchten, selbst wenn in Berlin irgendwelche gerichtlichen Schritte erfolgten, und er würde selbst im äußersten Fall Zeit genug gewinnen, um sich irgendwo außerhalb der Tschechoslowakei in Sicherheit zu bringen.

Flüchtig kehrten seine Gedanken zu dem sterbenden Vater und zu seiner Schwester zurück. Er fühlte sich seltsamerweise jetzt ganz frei von Reue. Ja es regte sich in ihm sogar wie ein Gefühl der Erleichterung darüber, daß es so gekommen. Der Professor war hochbetagt und er hatte sich selbst zuweilen einen sanften, ruhigen Tod gewünscht. Wenn dieser Wunsch jetzt in Erfüllung ging, wenn es ihm erspart blieb, die Schande seines Sohnes zu erfahren, so mußte er eigentlich dem Schicksal dankbar sein für seine gnädige Fügung. Und Maria? Sie war eine so starke, selbständige Natur, daß diese Erlebnisse sie sicherlich nicht zu Boden warfen. Und sie hatte in Frauenthal viele Freunde, die sie in der ersten schweren Zeit gewiß nicht im Stiche lassen würden. Die Dinge waren also gar nicht so schrecklich, wie sie ihm beim Empfang der Depesche erschienen waren. Alles konnte sich zum Guten wenden. Auch über seine Verfehlungen würde schließlich Gras wachsen. Was war denn am Ende so Großes dabei!

Ein Bankrott, vielleicht etwas gewaltiger und aufsehenerregender als eine der gewöhnlichen Zahlungseinstellungen, aber zuletzt doch nur ein Bankrott. Er hatte es oft genug erlebt, wie bald dergleichen in unserer raschlebigen Zeit vergessen wird und wie weit es die Urheber solcher Katastrophen in wenig Jahren wieder gebracht hatten. Wenn er nur erst seine Bewegungsfreiheit wieder hatte, um alles Weitere war ihm nicht bange.

Er rauchte eine Zigarette nach der andern, ließ sich von dem würzigen Qualm umnebeln und verfiel endlich in eine Art von Halbschlummer, während dessen ihn die angenehmsten Vorstellungen erfüllten. Plötzlich schrak er zusammen. Mit einem gellenden Schrei war Elli emporgefahren, und ihre Hände griffen nach seinem Arm.

„Hilf mir, Egon — hilf mir!" rief sie im Tone des höchsten Entsetzens.

Er umschlang sie und zog sie zu sich heran.

„Was ist dir, Kind," sagte er beruhigend, „hast du geträumt?"

Sie preßte die Hände an die Schläfen, und ihr Atem ging rasch.

„O Gott, war es denn nur ein Traum?"

„Aber selbstverständlich! Ermuntere dich doch. Überzeuge dich, daß dich nichts bedroht."

Sie seufzte tief auf.

„Oh, es war fürchterlich. Nein, ich will nicht mehr einschlafen. Ich will wach bleiben, damit ich dies Gräßliche nicht noch einmal durchleben muß."

Er verlangte, daß sie ihm ihren Traum erzähle, aber sie war nicht dazu zu bewegen.

„Ich kann nicht, Lorenz — nein, nein, ich will nicht mehr daran denken. Wird es denn noch nicht bald Morgen sein?"

„Närrchen! Es ist ja kaum nach Mitternacht. Aber du fühlst doch, wie angenehm und ruhig wir fahren. Wer wird sich von einem Traume so ängstigen lassen!"

Sie kuschelte sich in seinen Arm. Alle ihre Glieder flogen. Da schob er ihr sacht den Schleier aus dem Gesicht und begann sie zu küssen, indem er mit liebevollen, zärtlichen Worten auf sie einsprach. Sie tastete nach seinen Händen und hielt ganz still unter seinen Liebkosungen. Der Wagen fuhr jetzt langsamer und kam zum Stehen. Sie achteten nicht darauf, denn was kümmerte es sie, ob Wolter einmal genötigt war zu halten! Da wurde von draußen der Schlag aufgerissen, und der scharfe, grelle Lichtschein einer Blendlaterne fiel auf ihre eng aneinander geschmiegten Gesichter.

„Guten Abend, meine Herrschaften," erklang eine tiefe, aber nicht unhöfliche Stimme. „Entschuldigen Sie die Störung. Wir suchen nach einem durchgegangenen Verbrecher. Aber ich sehe wohl, daß wir uns geirrt haben. Fahren Sie ruhig weiter!"

Für einen Moment wurde das behelmte, bärtige Haupt eines Gendarmen draußen sichtbar. Dann fiel der Wagenschlag wieder zu. Egon, dem der Schrecken doch in die Glieder gefahren war, suchte seine Erregung hinter einem gezwungenen Auflachen zu verbergen und wandte sich wieder Elli zu. Aber mit Bestürzung gewahrte er, daß der Zwischenfall auf sie eine viel stärkere Wirkung geübt haben müsse, denn sie gewährte geradezu den Anblick einer Irrsinnigen. Ihre Augen waren weit aufgerissen, und ihr Mund stand halb offen. Mit einem krampfigen, schmerzhaften Griff hielt sie Egon gepackt.

„Da — da!" stieß sie in kaum verständlichen Lauten heraus. „Lorenz! — Er ist da."

„Träumst du denn noch immer?" fragte er mit auf=

steigendem Unmut. „Welch ein Unsinn ist das? Wo soll er denn sein?“

„Da — da — draußen auf dem Führersitz! Ich habe sein Gesicht ganz deutlich an der Glasscheibe gesehen. Er hat mich erkannt.“

Ein eiskaltes Erschauern lief über Egons Rücken. Aber er schüttelte den lähmenden Schrecken wieder ab.

„Torheit! Wie sollte er dahin kommen? Er sitzt im Gefängnis. Glaubst du etwa, er würde ruhig weiterfahren, wenn er dich erkannt hätte?“

„Er war es,“ beharrte sie. „Ich weiß es ganz bestimmt.“

„So will ich dich von deinem Irrtum überzeugen,“ rief er und drückte auf den Gummiball, der dem Chauffeur das Zeichen zum Halten gab. Sie hörten den Pfiff, aber das Auto stand nicht. Mit rasender Schnelligkeit sauste es dahin. Wie gespenstische Schatten huschten in blitzschneller Folge die Chausseebäume und Telegraphenstangen an den Fenstern vorüber. Da richtete sich Egon auf, kniete auf den Vordersitz und preßte sein Gesicht an die Glasscheibe, die sie von dem Sitz des Fahrers trennte. Im nächsten Augenblick taumelte er zurück.

„Wahrhaftig, er ist es,“ entfuhr es ihm gegen seinen Willen. „Der Teufel weiß, wie das zugeht. Und er fährt wie ein Satan.“

Er fühlte, daß ihm jeder Blutstropfen aus dem Gesicht gewichen war und daß seine Knie schlotterten. Sekundenlang stand er unschlüssig mitten im Wagen. Dann überkam ihn der verzweifelte Mut einer tödlichen Angst. Er riß seinen Browning aus der Tasche und drückte mit der freien Linken wieder und wieder auf den Gummiball. Immer ohne Erfolg. Lorenz hatte die höchste Geschwindigkeit eingestellt und preschte dahin wie bei einem Wettfahren. Sie waren widerstandslos in seiner Hand. Ein

Herausspringen bei solchem Fahrttempo war unmöglich. Es wäre beinahe gleichbedeutend gewesen mit dem sicheren Tode. Aber was, um des Himmels willen, konnte der Mensch beabsichtigen? Es war doch Wahnsinn, was er da tat. Irgendwann und irgendwo mußte er ja schließlich halten. Doch es hatte nicht den Anschein, als ob er das beabsichtige. Sie kamen durch eine Ortschaft. Egon sah es an den vorübergleitenden Straßenlaternen und an den dunklen Umrissen der Häuser zur Rechten und zur Linken. Aber die Schnelligkeit der Fahrt verringerte sich nicht. Ehe er das Fenster hatte herablassen können, um Hilfe zu rufen, waren sie schon wieder draußen auf der Landstraße. Er beugte sich heraus und schrie mit aller Kraft seiner Lungen: „Halten! Halten!"

Der Wind riß ihm die Worte vom Munde. Sie hätten das Ohr des Chauffeurs wohl nicht erreicht, auch wenn er geneigt gewesen wäre, dem Befehl Folge zu leisten.

Egon hob die Waffe. Wenn es denn kein anderes Mittel gab. — Doch Elli lag neben ihm auf den Knien und umklammerte sein Handgelenk.

„Nicht schießen!" wimmerte sie. „Nur nicht schießen!"

Und er selbst sah das Unsinnige solchen Beginnens ein. Wenn er Lorenz unschädlich machte, hatte er die Gefahr ja nur vergrößert. Das führerlose Auto würde bei der nächsten Wegbiegung gegen einen Baum rennen und in Stücke zerschellen. Da fing er in seiner Hilflosigkeit an, wie ein Verrückter mit der Faust gegen die Glasscheibe zu hämmern. An seiner Seite aber lag Elli jetzt ganz still auf dem Boden. Gnädig hatte eine Ohnmacht sie allen Schrecknissen dieser furchtbaren Augenblicke entrückt. —

Draußen auf dem Führersitz aber kauerte, in sich zusammengesunken ein Mann, dessen Hände das Steuerrad umkrampft hielten und der nichts anderes mehr sah als

das Bild, das ihm die Blendlaterne des Gendarmen gezeigt hatte: Elli in Stellbrincks Armen und sein Gesicht ganz nahe dem ihrigen. Sein Herz pochte in wilden Schlägen, in seinem Kopfe aber lag es wie Blei. Vorwärts — nur vorwärts, das war der einzige Gedanke, dessen sein Hirn noch fähig war. Weiter — immer weiter — bis an das Ende der Welt! Wenn er hielt, wenn er die beiden vor sich hatte — dann mußte ja etwas Entsetzliches geschehen. Dann — er dachte es nicht weiter. Nur hinaus in die Nacht! Gleichviel wohin! In den Tod — ins Verderben — einerlei! Nur weiter — weiter — weiter!

Mit lautem Klingen zerbrach neben ihm die Glasscheibe. Da zuckte es wie ein Riß durch seinen Körper. Und seine Fäuste rissen mit einer jähen Bewegung das Rad herum. Das Auto machte einen wilden Satz, dann sauste es seitwärts weiter. Aber nur eine kurze Strecke. Ein Prasseln von brechendem Holzwerk — gefolgt von einem fürchterlichen Knattern, Klirren und Dröhnen — ein gellender Aufschrei aus einer menschlichen Kehle — ein dumpfes, wuchtiges Aufschlagen und — — Totenstille! —

Professor Stellbrinck war nicht wieder zum Bewußtsein gekommen. Der vom Arzt vorgenommene Aderlaß hatte keine Wirkung mehr gehabt. Es gab keine Hoffnung, den alten Herrn am Leben zu erhalten. Bleich, ein Bild hoffnungsloser Trauer, erfüllte Maria ihre töchterlichen Pflichten. Während des ganzen gestrigen Tages hatte sie auf ihren Bruder gewartet. Aber er war nicht gekommen und hatte auch nicht auf ihr Telegramm geantwortet. Eine endlos lange Nacht hatte sie wachend am Bette des Vaters zugebracht, jeden seiner schwachen Atemzüge belauschend und immer auf einen Laut oder eine Bewegung

hoffend, die ihr Kunde geben sollten von seiner wiederkehrenden Besinnung. Als sie am Morgen das Zimmer verließ, um der Wärterin ihren Platz einzuräumen, kam ihr draußen der Briefbote entgegen, der die Zeitungen brachte. Achtlos wollte sie sie beiseite legen, da streifte ihr Blick über ihren eigenen Familiennamen hin und nun überflog sie doch die kurze Notiz, in der sie ihn gefunden. Sie lautete: „Aus Neuenhagen kommt die telegraphische Nachricht von einem schweren Automobilunglück, dessen Opfer in der verwichenen Nacht der bekannte Berliner Großunternehmer Egon Stellbrinck geworden ist. Sein Wagen muß außerhalb der Ortschaft vom Wege abgekommen sein. Er hat die hölzerne Einfriedigung durchbrochen und ist in einen zwanzig Meter tiefen Abgrund gestürzt. Das Gefährt wurde fast vollständig zertrümmert. Stellbrinck und sein Chauffeur Paul Lorenz müssen, nach den erlittenen Verletzungen zu urteilen, auf der Stelle tot gewesen sein. Ein junges Mädchen, das sich in der Begleitung Stellbrincks befand, gab noch schwache Lebenszeichen. Sie wurde schwer verletzt in das Neuenhagener Kreiskrankenhaus überführt."

Maria stand wie erstarrt. Sie las die wenigen Zeilen wieder und wieder, ehe sie begriffen hatte, daß es sich hier um gräßliche Wirklichkeit handle, daß der Bruder, den sie vor wenigen Wochen blühend und in der Vollkraft seines jungen Lebens verlassen, jetzt zerfetzt und zerschmettert in irgendeinem Leichenhause lag — daß sie ihn nie mehr sehen, seine Stimme nie mehr hören würde. Ihr schwindelte, und sie mußte sich setzen, weil die Füße ihr den Dienst zu versagen drohten. Was da auf sie eindrang, war fast zu viel für die Kraft eines Menschen. Sie hatte Egon nicht mit jener tiefen schwesterlichen Liebe geliebt, die wohl manche anderen Geschwister verbindet.

Ihre Naturen waren zu verschieden gewesen, und Egons ausgeprägte Selbstsucht, der Mangel jedes echten Empfindens, der immer wieder zutage trat, hatten sie oft abgestoßen. Aber in diesem Augenblick trat das alles zurück hinter dem aufrichtigen Schmerz um seinen Verlust. Sein Schicksal war zu tragisch, als daß neben der innigen Teilnahme die Erinnerung an seine Fehler nicht hätte verblassen sollen. Und ihr Kummer war so ehrlich, wie er nur bei dem zärtlichsten Verhältnis hätte sein können.

Aber sie konnte nicht weinen. Wie zerbrochen, doch tränenlos, stand sie nach einer Weile auf und schleppte sich mit müden, schweren Gliedern an ihre Verrichtungen, die der Sorge um den Vater galten. Es klingelte und der Depeschenbote übergab ihr ein an den Professor Stellbrinck gerichtetes Telegramm. In der Gewißheit dessen, was es enthielt, öffnete sie es mit bebenden Fingern. Und es war, wie sie vermutet. Aus dem Büro des Verstorbenen gab man seinen Angehörigen Kunde von dem Geschehenen. Nun war auch der letzte Zweifel zerstört. Das Furchtbare war eine grausame, unabänderliche Tatsache. Und sie mußte es zu tragen suchen, so gut sie vermochte.

Es kamen Bekannte und Freunde, die wahrscheinlich ihr Beileid ausdrücken wollten, denn die Kunde von dem erschütternden Vorfall hatte sich durch die Zeitung blitzschnell in Frauenthal verbreitet. Aber Maria nahm niemanden an. Sie saß wieder an des Vaters Krankenlager; doch sie betete jetzt nicht mehr um seine Genesung. Er sollte nicht erwachen, um das Schrecklichste zu vernehmen, das ihm auf Erden hatte widerfahren können. Die Vorsehung, die ihn jetzt hinwegnahm, meinte es gut mit ihm. Wenn sie auch ganz allein und verlassen zurückblieb, es war besser, als wenn sie auch seinen Gram noch mit hätte ansehen müssen.

Und die härteste Prüfung blieb dem alten Professor erspart. Als der Arzt am Abend kam, bereitete er Maria schonend auf das nahe Ende vor, und gegen Mitternacht stand der Atem des Patienten still. Unmerklich war er kampflos hinüber geschlummert in ein anderes Leben, das ihm immer als das bessere erschienen war. Still und friedlich war sein Greisengesicht, und wie in dankbarer Liebe umschlossen seine bleichen Hände die Blumen, die Maria ihm auf die Brust gelegt hatte. — —

Ein ehemaliger Kollege des Entschlafenen übernahm die Besorgung der peinlichen Obliegenheiten, die mit jedem Sterbefall verbunden sind. Maria konnte diesen und den folgenden Tag in völliger Zurückgezogenheit verbringen. Sie lehnte dankend alle Besuche ab und blieb allein in dem Sterbezimmer, in dem Stellbrinck jetzt bereits in seinem einfachen Sarge lag. Da, am Vorabend der Beerdigung, trat die alte Hanna leise ein. Ihr Gesicht war ganz verschwollen vom vielen Weinen, und sie konnte es nicht begreifen, daß Maria immer starr wie eine Statue dasaß und daß keine Träne ihre Wimpern netzte.

„Es ist jemand da, den Sie doch vielleicht empfangen werden, Fräulein Maria — Herr Norbert. Er kommt direkt von der Bahn, und er hat so herzlich gebeten, Sie wenigstens für einen Augenblick sprechen zu dürfen —"

Maria richtete sich auf.

„Er will meinen Vater noch einmal sehen. Lassen Sie ihn eintreten."

Walter schritt über die Schwelle. Geradeswegs ging er auf den Sarg zu und stand mit gefalteten Händen, in den Anblick des Toten versunken. Dann beugte er sich herab und küßte seine Hand.

„Leben Sie wohl, Professor Stellbrinck!“ flüsterte er. „Und heißen Dank für alles Gute, das Sie mir getan.“

Dann erst kehrte er sich gegen Maria. Wortlos reichte er ihr beide Hände. Sie legte die ihrigen hinein, und dann, sie wußte nicht, wie es geschehen war, ruhte ihr Kopf an seiner Schulter und — wie durch ein Wunder gelöst — brach ein Tränenstrom aus ihren Augen. All der namenlose Kummer, den sie so lange in sich verschlossen, machte sich Bahn, und sie schluchzte fassungslos.

„Maria — liebe Maria!“ sagte er nur und strich mit einer Bewegung von unendlicher Sanftheit über ihr Haar. Die feierliche Stille des Todes war um sie her. Keuscher und heiliger war wohl kaum je das Bündnis zweier Herzen geschlossen worden.

Am folgenden Vormittag wurde das, was sterblich gewesen war an Professor Stellbrinck, unter der Teilnahme von ganz Frauenthal, dem mütterlichen Schoß der Erde übergeben. Norbert stand neben Maria am offenen Grabe. Als er sie nach beendeter Bestattung zum Wagen geleitet hatte und als sie im Begriff war einzusteigen, fragte er leise: „Darf ich heute kommen?“

„Ja,“ gab sie zurück. „Am Nachmittag.“

Und er kam. Aufrecht und gefaßt ging sie ihm entgegen. Sie küßten sich nicht, und in tiefem Ernst begann ihr Gespräch.

„Du wirst mir erlauben, einige Zeit hier zu bleiben,“ sagte Norbert. „Denn du brauchst jetzt männlichen Beistand. Es könnte so manches an dich herantreten, mit dem ein junges Mädchen nicht allein fertig zu werden weiß.“

Ruhig schüttelte sie den Kopf.

„Nein. Du wirst morgen nach Leipzig zurückkehren.

Du darfst meinetwegen deine Studien nicht unterbrechen."

„Ich kann das Versäumte leicht nachholen. Die Vorstellung, daß du hier schutzlos jeder Unbill des Lebens preisgegeben bist, würde mir unerträglich sein."

„Ich bin nicht schutzlos. Der Vater hat hier Freunde genug, an die ich mich im Notfall wenden kann. Und was sollte mir denn geschehen? Ich sehne mich jetzt nur nach Einsamkeit und Ruhe. Die werde ich finden."

Er sah, daß er ihren Widerstand nicht würde besiegen können und fügte sich ihrem Willen.

„Aber du wirst mich rufen, wenn es nottut — nicht wahr? Das wenigstens mußt du mir versprechen."

„Ich verspreche es dir, Walter! Es ist ja so wundersam tröstlich für mich, zu wissen, daß mir ein Mensch lebt, mit dem ich innerlich verbunden bin — ein Freund, auf den ich immer zählen kann."

„Mehr als ein Freund, Maria! Sage: ein Mensch, der nur noch für dich lebt — der in jedem Augenblick bereit ist, sein Herzblut für dich zu vergießen."

„Still, Liebster! Solche Worte wollen sich nicht schicken in einem Trauerhause. Ich denke, es ist genug, daß wir jetzt wissen, was wir aneinander haben."

„Und wenn ich am Ziele bin — darf ich dann kommen, dich zu holen?"

„Ja. Ich werde geduldig auf dich warten — Monate oder Jahre lang. Eines aber mußt auch du mir versprechen."

„Alles — alles, Maria!"

„Sieh, es könnte sein, daß ein anderes Weib deinen Lebensweg kreuzt und daß dich die Liebe zu ihr erfaßt. Nein, unterbrich mich nicht — ich weiß ja, was du mir antworten willst und ich glaube dir, daß du dergleichen

jetzt für unmöglich hältst. Aber es könnte trotzdem geschehen. Oder es könnte sein, daß deine Kunst den Wunsch in dir erweckt, immer frei und unabhängig zu bleiben. In dem einen oder dem anderen Fall wirst du nicht dein gegebenes Wort mit dir herumschleppen wie eine drükkende Kette, sondern du wirst mir frei und offen die Wahrheit gestehen. Und ich werde deine gute, deine treueste Freundin bleiben nach wie vor. Denn — nicht wahr, Walter, — deine Liebe zu mir mag welken, aber unsere Freundschaft soll nichts mehr lösen als der Tod!"

„Nichts als der Tod!" wiederholte er feierlich. „Aber erst wollen wir leben. Und es soll ein glückliches, ein gesegnetes Leben sein."

„Das steht bei einem andern. Und nun geh'! Wir wollen uns den Abschied nicht noch schwerer machen."

Er widersprach nicht. Lange und innig küßte er ihre Hand. Dann ging er, aber noch oft auf seinem Wege blickte er zurück nach dem kleinen, traulichen Hause, das sein höchstes Gut und den köstlichen Preis seines Ringens in sich schloß.

Egon Stellbrincks Tod war wochenlang die große Berliner Sensation. Bald tauchten dunkle Gerüchte auf, die die Katastrophe mit allerlei Schleiern des Geheimnisses umgaben und sie zu einem unerschöpflichen Gesprächsstoff machten. Irgendwie war es bekannt geworden, daß das junge Mädchen, das man, kaum noch atmend, unter den Trümmern des zerschmetterten Autos hervorgezogen hatte, die Verlobte des getöteten Chauffeurs gewesen sei. Und so wenig man den Zusammenhang der Dinge begriff, so eifrig machte sich doch Frau Fama daran, allerlei phantastische Romane über den Hergang des Ereignisses zu ersinnen. Und dann kam der große Zusammenbruch.

Alle Manöver und Machenschaften Stellbrincks wurden offenbar. Und es gab viele, die ihn als einen Hochstapler und gemeinen Betrüger verwünschten. Andere aber ließen ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren. Sie kamen jetzt, wo sein ganzes Leben offen dalag, zu dem Schluß, daß er kein gewöhnlicher Schwindler gewesen sei, wie schwindelhaft auch seine letzten Manipulationen anmuten mochten. Er war ohne Zweifel von Haus aus ein genial veranlagter Kaufmann, der es unter anderen Umständen vielleicht zu hohem Ansehen und großem Reichtum gebracht hätte. Aber er war ein Opfer seiner Zeit geworden, jener verruchten Zeit, die alle Begriffe von Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit verwirrte und ein ganzes Volk mit der wahnwitzigen Gier nach Geld wie mit einer um sich fressenden Seuche verpestete. Auch ihn hatte die Ansteckung ergriffen, und er war nicht stark genug gewesen, der Krankheit zu widerstehen. Wohl hatte er zahllose andere mit hineingerissen in seinen Fall. Aber das vergaß man bald, als die Seifenblase der Inflation eines Tages zerplatzte und die angehäuften Billionen zu nichts wurden. Unzählige waren plötzlich arm geworden. Im Fluge erraffte, wie in jahrzehntelanger Arbeit sauer ersparte Vermögen waren gleichsam über Nacht dahin. Der vermeintliche Reichtum des Spekulanten, wie der Notgroschen der Witwe und die einzige Habe der Waisen — sie alle bedeuteten mit einemmal nichts mehr als wertlose Papierfetzen, und die Industriewerte, die Aktien, um die so lange ein wahrer Hexentanz aufgeführt worden war, sanken auf lächerlich geringe Kurse herab.

Was hatten neben dieser allgemeinen ungeheuren Verarmung die Verluste der von Egon Stellbrinck Geschädigten noch zu bedeuten! So oder so — ihr Geld wäre ja doch dahin gewesen. Und der es ihnen genommen, hatte

seinen kurzen Rausch schwer genug gebüßt. Als zwei Monate nach dem Unfall seine Leiche in aller Stille von dem Friedhof in Neuenhagen nach Frauenthal überführt und an der Seite seines Vaters beigesetzt wurde, war Stellbrinck in Berlin fast schon ein vergessener Mann. —

Eine aber vergaß ihn nie. Das war seine unglückliche Privatsekretärin Elli Lindemann. Nach fast halbjährigem Schmerzenslager wurde sie als geheilt aus dem Krankenhause entlassen, blaß, hinfällig und mit einem lahmen Bein. Sie kehrte zu ihrer Mutter zurück und nahm bei irgendeiner kleinen Firma, die sie als billige Arbeitskraft engagierte, ihre frühere Tätigkeit wieder auf. In einer großmütigen Wallung hatte ihr Maria Stellbrinck ein Unterkommen in ihrem Hause angeboten. Aber Elli hatte die Einladung mit demütigem Dank abgelehnt. Die ständige Erinnerung an den einzigen Mann, den sie geliebt hatte und in dessen Besitz sie drei kurze Sonnentage hindurch glücklich gewesen war, sie hätte sie nicht ertragen. So beschränkte sich Maria darauf, ihr zur Erleichterung ihrer Lage regelmäßig kleine Geldsummen zukommen zu lassen, die Frau Lindemann für sie in Empfang nahm, und durch die sie sich wenigstens einigermaßen entschädigt fühlte für die schwere Enttäuschung, die der unverantwortliche Leichtsinn ihrer Tochter, wie sie es nannte, ihr bereitet hatte.

Still führte Elli ihr armes, in Dunkel gehülltes Dasein weiter — ein scheues, schweigsames Geschöpf, das man niemals lächeln sah.

Apotheke Hinstrop

Von Marie Diers

Wir entstammen einer merkwürdigen Familie.

Wenn Leibniz recht hat, daß die Vielheit in der Einheit Harmonie bedeutet, so müßten wir ungeheuer harmonisch sein, denn eine größere Vielheit zu einer Einheit zusammengefaßt, wie wir Hinstrops darstellten, ist kaum zu denken. Ich kann aber, wenn ich mein und meiner Geschwister Leben übersehe, eher von allem anderen als von einer himmlischen Harmonie berichten, ohne diese Tatsache so abgrundtief zu bedauern. Denn was uns an Harmonie abging, haben wir an reichlicher Buntheit und Gegensätzlichkeit, an Kampfgeschrei und jedenfalls an einer unendlichen Lebensfülle ersetzt, die vielleicht in höherem Sinne eine Harmonie ergibt, im alltäglichen ganz gewiß nicht.

Um die Leser gleich an den ersten Schreck zu gewöhnen: wir waren siebzehn Kinder, ein totes und sechzehn lebendige, aber von vier Müttern. Das war die Vielheit, die unendliche weitere Vielheiten erzeugte. Die Einheit aber wurde dargestellt durch unseren Vater, der uns allen (bis auf die beiden Zugebrachten aus der letzten Ehe) gemeinsam war, und durch unser Vaterhaus, die alte, zweihundert Jahre alte Apotheke in Wöttelsdorf, in der Straße, die stolzerweise nach unserer Familie Hinstropstraße hieß, da der erste Hinstrop schon zur Zeit des alten Fritzen die Apotheke gründete, als es hier noch gar keine Straße gab, sondern nur Feldwege zwischen Krautstücken. Wir glauben, er hat später der Straße selber seinen Namen gegeben, als der Ort wuchs und die Apotheke auch. Das ist uns gar nicht unwahrscheinlich, denn die Hinstrops haben immer gewußt, was sie galten und das so ganz nebenher auch den Leuten beigebracht.

Die Linie ist aber keine ganz gerade von jenem ersten Hinstrop, der seine Buddeln und Krüge zwischen den Feldwegen und Ackerstücken einrichtete, bis auf meinen Vater; es haben öfter Junggesellen, von denen jeder seinen reichlichen Ticker hatte, hier gesessen, und die Apotheke ist dann auf einen Vetter oder Neffen übergegangen, aber Hinstropsch blieb sie immer und wird sie, soweit wir sehen können, für ein Menschenalter sicherlich noch bleiben, wahrscheinlich aber für viel mehr.

Um gleich ein Stückchen Klarheit in dem vorliegenden Wirrwarr zu schaffen, will ich als das mir Nächstliegende von mir berichten, daß ich die jüngste Tochter aus der dritten Ehe bin und meine beiden rechten Geschwister meine Brüder Wolf und Rolf sind. Wie unsere Mutter ins Haus einzog, waren schon sieben Kinder von zwei verstorbenen Frauen da, fünf von der ersten, zwei von der zweiten, und unter den ersten war die immer schwerkranke, von sonderbaren Zuständen befallene Margrit, damals dreizehn Jahre alt, die Älteste von uns allen, gelähmt von der Geburt an. Meine Mutter, die ein wildes, lebenslustiges Ding von achtzehn Jahren war, aus Wöttelsdorf gebürtig, die einzige Tochter von dem Bürgermeister Nakel hierselbst, erzählte uns dann öfter, daß sie sich über den Gedanken, den Apotheker Hinstrop zu heiraten, mit seinen sieben Kindern und den beiden toten Frauen, rein zunichte gelacht hätte. Vater hätte den allerschönsten Korb der Welt bekommen und hätte sich trollen müssen. Aber in der nächsten Nacht sei ihr die gelähmte, kranke Margrit erschienen und habe die Hände nach ihr ausgestreckt, und in der zweitnächsten wieder und so fort, bis ihr das Lachen auf den Grund vergangen wäre.

Seltsamerweise, sagt Mutter, hätte sie nie von den



Belauschte Herzensgeheimnisse.
Nach einem Gemälde von K. Hoff.

anderen fünf Kindern geträumt, auch nicht von den winzig kleinen beiden Mädchen der zweiten Ehe, die so putzige, ehrbare Namen hatten: Adolfine und Ernestine, ganz passend zu der zweiten Frau, die eine Lehrerin gewesen war und die Namen gewiß aus dem „kleinen Plötz" im Sinn behalten hatte. Und die ganze traurige Wirtschaft mit dem Witwer, den immer seine Frauen mit ganz kleinen Kindern dasitzen ließen, wäre ihr nicht zu Herzen gegangen, obwohl alle Leute davon jammerten und die eigenen Eltern ihr sagten: „Tu's nur, Käthe, du verdienst dir einen Gotteslohn an den Kindern." Das war sehr vorurteilslos von den alten Nakels, denn es bestand der Aberglaube, daß in der Apotheke keine Frau leben bleiben könne; und für viele hing dieser Aberglaube auch noch mit der Falltür zusammen, die im hinteren Hausflur in den Keller führte, und von der es hieß, daß eine in früherer Zeit dort hinabgestürzte Apothekerfrau die anderen nach sich zöge. Aber selbst alles Zureden der Eltern konnte sie nicht zu der Heirat bewegen, bis dann die Träume kamen und die Margrit, die ihr keine Ruhe ließ.

Diese Heirat war ganz anders und kam dann auch ganz anders zustande als jede andere, an die man gewöhnt ist und besonders in der damaligen Zeit und der kleinen Stadt gewöhnt war. Mutter sagte, wie sie nun von diesem allnächtlichen Traumbild ganz mürbe und klein geworden sei, habe sie sich darein ergeben, habe sich hingesetzt und gewartet, daß Hinstrop wiederkommen möge und sie noch einmal fragen. Aber Vater hat damals wohl genug von der einen Absage gehabt und hat auch einmal in unserer Gegenwart so ein Wort fallen lassen von unserer Mutter, als: die frage man nicht zum zweiten Male, wenn sie auf das erste Mal ihre

Antwort gegeben habe. Aber lieb hat er sie doch gehabt, sehr lieb — und wir denken manchmal, auch unsere Stiefgeschwister sagen es: er hat sie doch am liebsten gehabt von allen seinen vier Frauen.

Jedenfalls sagt Mutter, er kam nicht wieder, aber Margrit kam jede Nacht und jede Nacht, daß sie schon gar nicht mehr hat zu Bett gehen mögen, solche Angst hatte sie davor. Lange hat die ganze Geschichte nicht gedauert, höchstens eine Woche; fürs Hinquälen und Aushalten war Mutter nicht. Nimmt eines Tages ihren Schal und läuft um die Kirche herum über den Markt, trapp, trapp in die Hinstropstraße und läßt zusehen, wer will, wie sie in die Apotheke hineingeht. „Mir hat's Herz aber geklopft!" sagte sie. „So schnell ich gelaufen bin, so langsam ging ich die Steintreppe hoch." Das ist unsere alte Freitreppe, die hat an beiden Seiten acht Stufen, und dann klingt die Hausschelle und dann ist man im großen Flur, wo rechts die Apotheke ist und links die große Wohnstube. Und hinten geht die Treppe hoch nach den oberen Zimmern. Raum hatten wir immer genug; für siebzehn Kinder hatte es freilich wohl auf die Dauer nicht gelangt, aber wir waren ja so verschiedenen Alters, daß wir nie alle zusammen im Hause waren, höchstens zu besonderen Tagen.

Mutter ist dann über die Falltür mit dem schweren Ring fortgegangen, die hinten im großen Hausflur war, rechts von der Treppe, von der aus es in den Keller ging und wo Vaters erste Frau zwar nicht hinuntergestürzt war, sich aber doch den Tod geholt hatte. Es ist früher in der Franzosenzeit wirklich eine Hinstrop hier hinuntergestürzt, aber wie man sagte, freiwillig. Man hat uns Kindern diese Geschichte nie erzählt, und sie ist auch wohl nur in dunklen Überlieferungen er-

halten, aber heute fällt wieder ein seltsam tiefes, warmes Licht auf solch freiwilliges Hineinstürzen in das barmherzige Dunkel, wenn das Leben zu gräßlich wird und Menschen zu Teufeln werden und eine Frau mit reinem Herzen sich keinen anderen Rat mehr weiß, als sich von den Teufeln fort in Gottes Arme zu stürzen. Damals hat Mutter nicht an solche Dinge zu denken brauchen, aber es hat sie durchschauert, als ihr rechter Fuß über die Falltür trat, der linke war auf der Diele daneben, aber mit einem hat sie es versuchen müssen, doch nicht zum Spaß oder Spiel.

Dann ging sie die Treppe hinauf und in die Stube neben dem Geländer, von der sie wußte, daß darinnen Margrit lag. Seit Margrits eigene Mutter tot war, ist das Kind kaum mehr aus ihrer Oberstube heruntergekommen; der zweiten Frau war es zu schwer und zu umständlich, und dann hatte sich Margrit so sehr an ihr Stübchen gewöhnt, daß ihre zarten Nerven erschraken vor dem Geräusch und dem Treiben unten. Sie war aber mit allen Gedanken so wunderbar lebendig bei allen Vorgängen in der Familie, so daß auch unsere Mutter sie später oben gelassen hat, am Tage im Liegestuhl, aber auch viel in ihrem schneeweißen Bettlein, in dem sie ohne Federkissen immer auf einer Matratze unter einer dünnen Decke lag, als habe sie zuviel Glut in sich, um Bettwärme vertragen zu können.

Wie unsere Mutter also damals als junges Mädchen zu ihr hinaufstieg, ging alles ganz ungehindert, und niemand kam ihr in den Weg. Ich kann mir denken, wie sie neben Margrit saß. Unsere Schwester hat wohl nie wie ein richtiges Kind ausgesehen, dafür ist sie aber heute nicht alt zu nennen. Sie hat dasselbe klare Gesicht immer gehabt und immer behalten, mit den merk-

würdigen Augen, die gar nicht wie andere Augen sind. Wir haben uns schon manchmal untereinander gefragt, ob Margrit wohl richtig sehen kann, die Dinge und Menschen so sehen kann, wie sie wirklich sind — oder soll ich sagen, wie sie uns allen erscheinen, oder ob sie sie ganz anders sieht. Das Befragen nützt dabei gar nichts, das haben wir bald gemerkt, denn Margrit würde ja gar nicht wissen, was wir eigentlich von ihr wollen, weil ihr das Anderssein natürlich ist. Auch ist sie immer unsäglich schwach gewesen und für ungeduldige Kinderfragen gar nicht recht zu gebrauchen.

Mutter sagt, alle ihre Traumangst sei von ihr abgefallen, als sie die wirkliche lebendige Margrit in ihrem schmalen Bettlein liegen sah. Sie habe sich gar nicht anders denken können, als daß sie nun hierbleiben müsse für immer, und habe alles Äußere und Notwendige so ernsthaft und vernünftig mit dem kranken Kind besprochen, sie, die doch damals selber noch ein dummes Kind gewesen sei, als könne es gar nicht anders sein. Und dann sei sie so frank und frei in die Apotheke hinunter gegangen, mit beiden Füßen über die Falltür weg, habe sich nicht einmal an den Gehilfen gekehrt, der ein großer, dicker Mensch gewesen sei und ihr so recht mächtig hinter dem Ladentisch entgegentrat, als habe sie nur mit ihm zu schaffen, sei stracks selber um den langen Tisch herumgegangen, habe den erstaunten großen Dicken beiseite geschoben und sei zu Vater getreten, der hinter dem Aufbau an seiner Schreibplatte saß.

„Ich bin nun da,“ sagte sie. Aber in dem Augenblick, als Vater seine Augen auf sie richtete, kam etwas ganz Entsetzliches. Sie meinte ja, es habe wohl nur eine halbe Sekunde gewährt, wenn sie sich so in alles

zurückdenke, aber diese halbe Sekunde sei die schrecklichste ihres ganzen Lebens. Denn plötzlich fiel der Bann, in dem sie war, seit sie herkam, und sie sah alles kalt, eiskalt, leer, grinsend wie eine Fratze. Ihr irrsinniges Benehmen, das sie für ihr ganzes künftiges Leben mit Schande bedeckte, sie dachte an ihre Eltern, ihre Freundinnen und an was noch alles. Ja, auch an die Kellerluke, und an die wie an eine Rettung. Und in dieser grauenhaften halben Sekunde zweifelte sie auch gar nicht daran, daß Vater aufstehen und zu ihr sagen würde: Was wollen Sie hier, freches Mädchen? Hinaus mit Ihnen! Und daß der Gehilfe — —

Aber weiter, sagt sie, wäre ihre schreckliche Not nicht gegangen. Vater stand auch gar nicht auf, er streckte nur die Hand nach ihr und sagte: „Dats man gaud, Mamselling, dat ward ook Tiet." Er hat dann dem Gehilfen zugenickt, er solle doch mal ein bißchen hinausgehen, und weiter, nein weiter hat Mutter nichts erzählt. Nie und kein Wort.

Vater war zwanzig Jahre älter als Mutter, aber sehr glücklich sind sie wohl miteinander gewesen. Unsere Großmutter, die Bürgermeisterin Nakel, die uns drei, Wolf, Rolf und mich, solange sie lebte, immer als ihre einzigen Enkel bevorzugte, die behauptete auch, wir drei wären am besten geraten. Ich weiß nicht, wie sie das meinte. Wenn sie Tugend und Wohlverhalten darunter verstand, dann war sie in einem ungewöhnlich starken Irrtum. Begabungen haben wir auch nicht mehr gehabt als die anderen und weniger jedenfalls als die Jüngsten, die nach uns kamen. An unverwüstlicher Gesundheit hat uns allerdings keiner überholen können, aber ich glaube, das meinte Großmutter nicht. Was sie sonst an uns sah, ist jedenfalls

durch eine großmütterlich gefärbte Brille gesehen, was uns aber auch nicht weiter stört, denn wir Hinstropschen Kinder haben nie solche kleinen Gruppengefühle gehabt, sondern uns immer mit allen Geschwistern eins gefühlt. Und gerade diese Zusammengehörigkeit aller hat unsere Mutter, Vaters dritte Frau, immer gestärkt, sie ist nie Stiefmutter gewesen, und von den älteren habe ich öfter gehört, daß sie nie gefühlt haben, als ob sie nicht auch ihre eigenen Kinder wären, und daß wir drei von ihr in keiner Weise vorangesetzt wurden.

Wir nahmen es damals als selbstverständlich. Erst an unserer Stiefmutter, der vierten Frau, die Vater von auswärts holte und die zwei eigene Kinder bereits mitbrachte, den Ludwig und die Ludowike, über deren Namen wir wie die Affen lachten, bis das Mädchen, das bereits in Ernestines Alter war, Wike genannt wurde und Wike blieb — an dieser vierten Frau lernten wir langsam sehen, was es bedeutet, Stiefmutter zu sein und bei manchem guten Willen und vielerlei Ansätzen und angestrengten Versuchen doch den fremden Kindern gegenüber nichts anderes sein zu können, wie eine Stiefmutter. Und das Leben, Lieben und Wirken unserer eigenen toten Mutter steht uns in einem fast geheimnisvollen Licht. Ich habe mit unserer Margrit manches Mal darüber gesprochen, und als ich herangewachsen war, fühlte ich es immer mehr, wie es fast wider die Natur ist, eine gute Stiefmutter zu sein, eine so gute, eine so unmerkliche, wie unsere Mutter war, die doch als blutjunges, wildes, gesund-selbstsüchtiges Ding dieses widerspruchsvolle Amt übernahm.

Wenn ich jetzt immer so viel über Erziehungsprobleme rätseln höre, faßt mich jedesmal ein leises Staunen.

Mir scheint, daß da viele Mühe und Zeit unnütz vertan wird. Wer es kann, der kann's von selbst, und wer es nicht kann, dem helfen alle Bücher, Entwürfe und ausgeklügelten Systeme auch nichts. Und gerade mit denen ist am allerwenigsten anzufangen, weil sich nachher doch alles, auf die einzelnen kleinen Racker angewendet, immer ganz anders herausstellt, als es beabsichtigt und so wunderschön erklärt und vorbereitet war.

Bei uns sollte doch die ganze Erziehungsfrage eigentlich eine offene Wunde gewesen sein, einfach ein unlösbarer Fall. Ich bin wenigstens späterhin oft gefragt worden und gerade von „pädagogischer“ Seite, ob wir denn bei diesem fortwährenden Mutterwechsel nicht vollkommen uneinheitlich erzogen und dadurch steuerlos herumgetrieben wären, und wie es käme, daß aus uns allen doch noch leidlich etwas geworden wäre. Andere dagegen haben mich gefragt, ob gerade wir nicht ein Beweis dafür wären, daß es mit der hochgepriesenen deutschen Familie doch nicht so etwas Unersetzliches wäre, wie man immer darzustellen beliebe, denn da es bei uns gar nicht die eine einzige Mutter gegeben habe, die stets als der hochgepriesene Kern und Stern in dieser ganzen Familienvergötterung gelte, und wir doch eben alle nicht gerade mißraten seien, so ergebe sich eben der natürliche Schluß, daß eine wechselnde Anstaltserziehung genau dasselbe erreiche, was die Anbeter der Familie nur in der eigenen Häuslichkeit für möglich halten.

Ich weiß immer nicht, was ich zu allen diesen Erörterungen sagen soll. Das sind alles so theoretische Klugheiten, in denen man schwelgen und über die man streiten kann, bis einem die Zunge im Munde dickschwillt. Das hat ja doch alles gar nichts mit der Wirk-

lichkeit zu tun. Wir haben in Wöttelsdorf eine Waisenanstalt und haben auch mit den Waisenkindern gespielt. Manche waren gut, und manche taugten nichts. Eins von den Kindern ist heute ein berühmter Arzt geworden, es ist ein besonderer Freund von unserem Otto, dem Jüngsten unserer ersten Mutter. Ein anderes von den Waisenkindern ist vor etwa zehn Jahren wegen Raubmord hingerichtet worden. Was soll man da viel sagen?

Die meisten Wöttelsdorfer Kinder haben regelrecht nur ihre eine Mutter gehabt, und wir hatten vier. Einen Einfluß hatte das schon, einen Einfluß hat alles; aber in Systeme läßt sich das nicht bringen. Anstaltskinder haben es entsetzlich traurig; wenn etwas aus ihnen werden soll, müssen sie ganz mächtige Kerle sein, denn alle Kinder, die unter einer steten Schablone stehen, werden leicht geistlos und charakterlos, verkümmern oder schießen aus. Das, meine ich, sollte jedem selbstverständlich sein. Bei uns war wahrhaftig keine Anstaltserziehung. Wenn es je Familienleben gab, so war es bei uns in der alten Apotheke. Wenn die Jungens aus dem Hause waren, hat jeder noch sein Andenken irgendwie hinterlassen, ein Bildchen an irgend einer Wandstelle, wie er es sich einmal ausgeschnitten und dahingebackt hatte, oder einen Stiefelknecht, ein Stück alte Flinte oder was sonst. Aber dann hieß es im Drohton, hinter dem wildverbissene Jungenstränen lauerten: „Daß mir keiner das da wegnimmt." Ist auch niemals weggenommen, solches „das da", ist heilig an seinem Platz gelassen, bis er wiederkam. All so etwas ist Familie und keine Anstalt. All so etwas hält die Leute zusammen, hält die Freude am bißchen Leben wach, hält Leib und Seele in Ordnung.

Arme Anstaltskinder! Weiter kann ich auch nichts sagen.

Nein, Familie waren wir genug, aber nun komme ich zu dem Punkt, der oftmals unserem Vater vorgeworfen worden ist, zu seinen vier Frauen.

Heute in dieser verwirrten Zeit, da gerade die klügsten Leute ihre Köpfe am lächerlichsten verloren haben, werden mich diese kopflosen Hähnchen und die ganze Schar der Unsicheren, der „Suchenden" kaum verstehen, wenn ich erzähle, daß wir unseren Vater niemals kritisiert haben. Wir konnten schimpfen, heulen, bocken, um uns schlagen, wir haben das goldene Vorrecht der Kindheit, von Herzen ungezogen sein zu können, von Grund ausgekostet, und die gerechten und manchmal ein bißchen ungerechten Prügel gehören mit in dies schönste aller Lebensbücher — aber: so altväterisch und voll weiser Überlegenheit ihn zu kritisieren, kam uns allerdings nie in den Sinn. Und ich sage heute noch: Gott sei Dank! dazu. Wir siebzehn allesamt, von uns tauscht keines mit diesen altklugen Kritikern von heut, ich glaube sogar Fine und Stine nicht, die beiden Plötzkinder der Lehrerin-Mutter, und dies will, weiß Gott, etwas sagen.

Als Vater uns Kindern immer eine Mutter nach der anderen schenkte, haben wir das hingenommen, als wenn der liebe Gott Sturm oder Sonne schickt. Geheult und gebockt werden schon manche haben, aber das kritische Betrachten seiner Handlungsweise ist uns erst viel später von anderen Leuten vorgespielt worden, und nicht dann einmal haben wir es uns zu eigen gemacht, sondern wir sind samt und sonders für Vater durch dick und dünn gegangen, ohne uns lange darüber zu besinnen oder zu beraten, oder gar ihn in diese Frage hineinzuziehen.

Vater kümmerte sich äußerlich nicht viel um uns. Er hatte einen eisernen Willen und eine ungeheure Arbeitskraft. Die Nächte durchzuarbeiten, machte ihm gar nichts aus. Mit dem Arzt in Wöttelsdorf (später waren es zwei, jetzt wohnen dort vier) hat er seine Kriegs- und Friedenszeiten gehabt, und ich glaube, wenn ich auch die Einzelheiten nicht kenne, daß er zuletzt immer recht behalten hat. Dieser Glaube mag aber auch eine von den Hinstropschen Trotzköpfigkeiten sein, die uns aber im ganzen nie geschadet haben, im Gegenteil.

Wir sagten zu Vaters Verteidigung: „Was sollte er denn tun, als ihm seine erste Frau gestorben war?" „Nun," sagten die Milden, „er konnte ja allenfalls die Zweite nehmen. Das tut man schon, das ist ganz gebräuchlich. Aber als er mit der wieder Unglück hatte, mußte er sich sagen: Es ist Gottes Wille! und sich eine Hausdame suchen."

Ich weiß nicht, was die Leute immer mit Gottes Willen haben. Margrit sagt auch, so ginge das nicht. Wenn Gott durchaus in die Hinstropsche Apotheke eine Hausdame hineingewollt hätte, so durchaus, daß er zwei Ehefrauen von ihren kleinen Kindern dafür wegsterben ließ, dann hätte er es auch gegen Vater durchgesetzt, und wenn der noch andere Dinge getan hätte, als immer wieder heiraten. Es ist aber nie eine Hausdame zu uns gekommen. Und da also Vater doch seinen Kopf durchsetzte, so ist für diese Leute der Herrgott doch ein recht schwächlicher und unklarer Erzieher, der vor dem Eigensinn seiner Geschöpfe nachgibt und der, wenn schließlich nichts Schlimmes danach kommt, ergeben sagt: Na, denn mag's ja auch so gehen.

Die meisten Menschen denken sich wohl nicht viel dabei, wenn sie immer den Willen Gottes im Munde

führen, und denken vor allem diesen Gedanken nicht zu Ende. Ich selber bin durch Margrit auf diesem Punkt empfindlich gemacht. Das kommt aber noch so oft vor, daß ich mich jetzt dabei nicht aufhalten will, da die Sache mit unseren vier Müttern noch nicht erledigt ist.

Wir haben dann Vaters Tadlerinnen entgegengehalten, was wohl geworden wäre mit einer Hausdame und der kranken Margrit, den wilden drei Jungens aus der ersten Ehe, und den kleinen Plötzkindern, der Adolfine und Ernestine, zudem der großen Apotheke und all der Wirtschaft mit dem Essen und den vielen Leuten. „Es gibt so vorzügliche Hausdamen," sagten sie dann.

Die Antwort war gerade so unbestimmt und unausgebacken wie die vom Willen Gottes. Wir haben uns später diese Redekämpfe abgewöhnt, weil sie sich nicht lohnten, und sind nur ausfallend geworden. Das machte ja dann dem Kampf eine Ende, aber die Tadlerinnen tadelten hinter unserem Rücken, dann aber auch über uns, so daß auf Vater wenigstens nicht alles kam.

Manche aber redeten weiter: „Nun gut, geben wir ihm auch noch die dritte Frau zu, dafür hat man ja auch noch Beispiele. Wie aber deine Mutter, liebe Lotte, so plötzlich nach dem sonderbaren Unfall starb, da hätte er sich doch wirklich sagen können: Jetzt ist's genug. Es soll eben nicht sein. Du als das Jüngste, warst immerhin schon sieben Jahre, also jetzt wäre wirklich eine Hausdame am Platze gewesen, und es hätte bei den rund zehn Kindern sein Bewenden gehabt. Genügt hätte das wohl eigentlich, sollte man denken."

Ja, ja, ja, die Dame, die eines Tags so zu mir sprach, die Frau Doktor Walter, führte nicht den Willen Gottes im Munde, sie sprach sachlich, vernünftig und klar, sie hatte — vielleicht recht.

Es wäre keine Stiefmutter zu uns gekommen. Es wäre uns manche grimmige Stunde erspart. Es wären sieben Kinder weniger im Haus gewesen, zwei zugebrachte und fünf eigene, von denen allerdings das dritte, der kleine Kuno, mit drei Jahren starb. Wir hätten aber auch den Schlumps nicht gehabt und Hannelore und nicht den unbezahlbaren Tuck. Und dann unser aller Herzblatt, unser Gustchen.

Aber das sind keine Gründe — nein ...

Warum nahm Vater die vierte Frau?

Wir haben Vater alle gekannt, vornehmlich wir drei, Wolf, Rolf und ich, von Margrit ganz zu schweigen, ohne daß wir an ihm rätselten oder überhaupt nur über ihn nachdachten. Aber wenn er beim Mittag unter uns saß, dann war er uns wie ein Fels, wie die alte Apotheke selbst. Was er tat, mußte er tun. Es gab so dumme Menschen, die glaubten, er hätte auch anders können. Wir glauben nicht, daß Vater sich je mit etwas herumgequält hat, zwischen Entschlüssen geschwankt oder seine Handlungen bereut hat. Was ihn damals veranlaßt hat, sich aus Hamburg die Witwe eines Professors zu holen, ist uns nie gesagt worden, aber wir wissen es alle, wenn „wissen" das heißt, was ganz sicher und unverrückbar in einem steht, auch ohne die Stützen irgendwelcher Beweise, und was — das scheint mir noch die Hauptsache dabei — uns allen in völlig gleicher Weise bewußt war, wenn wir auch kaum jemals mit deutlichen Worten davon geredet haben. Bei meiner Mutter war die Sache viel klarer und allgemein verständlicher, dieses gab für Fremde viel Angriffsflächen. Aber zweierlei mußte auch Fremden klar sein: Erstens, daß er wußte, was er wollte, und zweitens, daß er nicht etwa das Opfer einer späten Verliebt-

heit war. Denn aus kleinen Zügen haben wir gemerkt, daß er seine dritte Frau nicht vergessen konnte, und unsere Stiefmutter, eine große, starke Blondine, hat es mir, als ich schon selber verlobt war, einmal anvertraut, daß sie lange bittere Jahre hindurch unter der Eifersucht auf ihre Vorgängerin gelitten habe und gar nicht damit fertig werden konnte, weil sie nie an Vater so recht hat herankommen können.

Diese vierte Frau ist am Leben geblieben. Das ist es, was vielleicht auch für Außenstehende die Sache erklärt. Wäre sie gestorben, so hätte Vater sicher die Fünfte genommen. Er hat dem Spuk des Hauses das Genick brechen wollen, das ist es gewesen. Er wollte es durchsetzen, daß der alte dunkle Aberglaube, der in der Apotheke keine Frau ins höhere Alter kommen ließ, ein für allemal vernichtet würde. Es ist ihm ja auch gelungen. Otto, der jetzt die Apotheke hat, hat längst große Kinder, und seine Frau, unsere Schwägerin Gertrud, fühlt sich nicht mehr vom Tode bedroht, als jeder Mensch überhaupt. Ja, Vater hat es durchgesetzt; aber, ob es ihm billig gekommen ist, das glauben wir Kinder nicht. Er hat ja etwas Eisernes gehabt, aber darunter ein fühlendes Herz, und mit sechzig Jahren war er schon weiß am Kopf und hatte durch das ganze Gesicht Furchen, wie kleine Gräben so tief.

Die fünf Kinder unserer vierten Mutter waren sämtlich Erzeugnisse ihrer heißen, dunklen Leidenschaft und seines harten, kühlen Willens. Sie wurden auch ganz anders als wir, ein trotziges, launisches Gemisch, voller Begabungen, die über die unseren weit hinausgingen, aber die von ihnen nicht im entferntesten so ausgenutzt wurden, wie es hätte geschehen können. Im praktischen Leben haben wir unsere jüngeren Geschwister über-

holt. Aber es sind Dinge bei ihrer Entstehung vorgegangen, die wir den klugen Leuten, die immer recht haben, nicht als Gründe und Tatsachen entgegenstellen konnten. Wir selber aber haben an Vater geglaubt, und das rechne ich uns allen auf die Gewinnseite in unserem Lebensbuch.

In diesen Erwägungen sind schon Töne angeschlagen, die vielleicht nicht erst in unserem Geschlecht und Zeitalter die alte Apotheke durchzogen haben. Vater sagte einmal in unserem Beisein zu Doktor Walter, der damals neu hergezogen war, daß die Leute schon, als er noch Junge war, von dem Hause sagten, es spuke darin. Besonders die Kellertür spielte in diesem Glauben eine Rolle. Die Geschichte von jener Apothekerfrau vor hundert Jahren, die sich vor dem zuchtlosen Franzosengesindel dort hinuntergestürzt und ihre reine Frauenehre bewahrt hatte, war nicht vergessen, aber es hieß, daß ihr Geist noch immer im Hause umgehe und daß sie jede Nachfolgerin zur bestimmten Zeit als Sühne für ihren frühen, freiwilligen Tod nach sich ziehe.

Durch diese dunkle Sage, die unser altes Haus umwitterte, gewinnt die Tatsache, daß vielfach Junggesellen in dieser Apotheke gesessen haben, eine seltsame Bedeutung. Es scheint, als hätten sich diese Hinstrops alle gescheut, den Anlaß zu neuen Trauergeschichten in der Familie zu geben, oder daß sie keine Frauen gefunden hätten, die, dem alten Aberglauben trotzend, ihr junges Leben dranwagten. Es ist auch wirklich eine Tatsache, daß Vaters Mutter bereits in seinem jüngsten Kindesalter gestorben ist, und daß Großvater ihr dann keine Nachfolgerin gab. Er selber übernahm die Apotheke von seinem Ohm, einem Hagestolzen und Sonderling.

Ganz gewiß geht es dem Beschauer solcher Vorgänge, wenn er sich gleichsam rechnerisch damit befaßt, ein wenig kalt über den Rücken. Ich kann aber nicht sagen, daß sie irgendwelchen Schatten über unsere Kindheit geworfen hätten. Wir waren voll davon überzeugt, daß es bei uns spukte, und wir graulten uns rechtschaffen, wenn wir bei Abend über die große Vordiele mit der Falltür laufen sollten. Ich empfinde noch das Gefühl, das mich befiel, wenn ich bei dem unsicheren Licht der großen Türlaterne, die sowohl nach drinnen wie nach draußen schien, in weitem Bogen die unheimliche Stelle umging, an der beängstigend, gleichsam mich angrinsend der schwere Ring im Halbdämmern sichtbar war, und wie ich dann, heilfroh aufatmend, in leichten Schweiß gebadet, im hinteren unverfänglichen Treppenflur landete. Aber bei hellem Tageslicht und in möglichst zahlreicher Gesellschaft trat wohl eines oder das andere in keckem Mut darauf, wenn auch nur eilig, als brenne das Holz der Luke gegen seine Sohle. Nur einmal erinnere ich mich, daß unser Zweiter, Hans, der in meiner Kleinkinderzeit immerhin schon ein langer Sekundaner war, sich nicht mit dem Darüberlaufen begnügte, sondern, wohl um uns Kleinen durch seine Aufklärung Eindruck zu machen, darauf stehen blieb und mit zusammengebissenen Zähnen zu unserem sprachlosen Entsetzen eine ziemlich anhaltende Trampelei vollführte, bis er plötzlich abbrach und ohne ein Wort davonstürzte. Soviel ich weiß, ist auch zwischen uns nie eine Silbe über diesen Vorgang gewechselt worden, ja Hans war uns eine Zeitlang danach schier unheimlich, wie ein Gezeichneter.

Merkwürdig war die Todesart unserer ersten Mutter, die sich tatsächlich an dieser Kellerluke den Todeskeim

holte, und zwar an ihres Kleinsten, an Ottochens Tauftag. Sie war zum erstenmal aufgestanden, aber muß noch sehr schwach und schreckhaft gewesen sein. Vielleicht war sie nie ganz gesund und hat ihre ganze Ehezeit daran getragen, eine Hinstropsche Apothekerfrau zu sein mit einem vorgezeichneten dunklen Geschick. Aus Margrits Äußerungen geht hervor, daß sie bisweilen nach langem Beten krampfhafte Zustände bekam und bewußtlos aufgefunden wurde. An Ottochens Tauftag war großes Leben im Hause, Wein wurde aus dem Keller geholt, und da ist die Luke öfter offengeblieben, wenn der Holende gleich wieder zurückkommen wollte. Die Kellertreppe war — und dies schreibe ich mit zitternder Feder — sehr lang, denn wir wohnten im stark erhöhten Erdgeschoß, und die Treppe ging an dem Zwischenlager vorbei, in dem allerhand Geräte standen, in den eigentlichen Gewölbekeller für die Apotheke.

Dies letztere ist aber für unsere erste Mutter nicht verhängnisvoll geworden, da sie nicht herabgestürzt ist. Sie kam in ein Tuch gewickelt aus den vorderen Räumen und wollte nach oben gehen, ihr kleines Kind zu stillen. Da sah sie plötzlich neben ihrem Fuß das schwarze gähnende Loch. Da hatte sich wohl das ganze Grauen dieses Hauses auf sie gestürzt, daß sie schrille und anhaltende Schreie ausstieß, so daß die ganze Festgesellschaft angelaufen kam. Jeder freute sich dann, daß ein wirkliches Unglück nicht geschehen war, aber als die gellenden Schreie gar nicht aufhören wollten, auch Vater sie nicht beruhigen konnte, kam das schreckliche Begreifen, daß unsere arme Mutter den Verstand verloren habe. Sie ist dann schon ein Vierteljahr später in dem Irrenhaus gestorben, und ein Dienstmädchen hat uns einmal erzählt, sie habe sich in ihrer Zelle erhängt.

Aber das kann auch gut nicht wahr sein. Wir wissen nichts Näheres, und es war uns zu bitter und schaurig, um darüber nachzufragen. Jedenfalls geht aus dem Altersunterschied zwischen Otto und Adolfine hervor, daß Vater kaum das Trauerjahr abgewartet hat, um dann die Lehrerin, Fräulein Neumann aus Lübtheen, als Frau ins Haus zu holen. Adelgunde, die sich dann schon mit siebzehn Jahren verlobte, aber erst mit siebenundzwanzig heiratete, war knapp zwei Jahre, Gottlieb und Hans vier und fünf, Margrit sieben Jahre.

Unsere zweite Mutter, Adolfines und Ernestines Mama, starb auch von den kleinen Kindern weg, aber an einer regelrechten Diphtheritis, die damals in Wöttelsdorf sehr viele Opfer forderte.

Schwer wird es mir, von dem Tode meiner eigenen Mutter zu sprechen, und recht besehen, kann ich es heute noch nicht begreifen, daß sie wirklich tot ist. Mitten aus einem volleren Leben heraus ist wohl selten eine Frau und Mutter fortgegangen.

Es ist noch etwas so tief Seltsames, so erschütternd Geheimnisvolles um die Umstände bei Mutters Tod, daß ich von allen Gedanken an einen Zufall schon sehr früh entwöhnt wurde. Es gehört zu den tiefen Dingen, über die man eigentlich nicht reden dürfte. Ich bin auch grauhaarig geworden, ohne daß mir je der Gedanke kam, hierüber zu sprechen wie man über die Alltagsdinge des Lebens spricht. Aber jetzt, da die Luft erfüllt ist von Gemunkel und Geraune, da die Dinge wie Bälle herumgeworfen werden und Wichtigtuer mit umgekehrten Spießbürgerbegriffen, Geldschneider und Leuteverdummer sich stellen, als wüßten sie etwas von den Geheimnissen unseres armen Lebens, da sei der Ton angeschlagen, der aus den dunklen Tiefen der alten

Wöttelsdorfer Apotheke klingt, und an seinem reinen Klange sei das Geklapper der großen Blechdeckel gemessen.

Es war, als Mutter noch lebte und ich mit Tafel und Schwamm in Fräulein Beutins Schule ging. Die Arbeiten machte ich meist oben neben Margrits Liegestuhl. Es ist immer ein gutes Verhältnis zwischen mir damaligem Wildfang und der schwachen Kranken gewesen, ich habe es nie als Aufgabe oder gar als Strafe angesehen, zu Margrit hinaufzugehen, wie es bei Fine und Stine der Fall war, sondern ich lief mit jeder Kleinigkeit zu ihr, und Mutter hat mich oft von da weggeholt, wenn sie meinte, es würde unserer Schwester zuviel an Kindergeplapper und Gefrage. Aber mit ihren zarten Fingern schrieb sie mir unermüdlich die verhaßten Buchstaben vor, wischte mein Gekliere aus und brachte es wirklich dazu, daß meine Hefte sich später zur Not sehen lassen konnten.

Der Nachmittag im Juni, kurz bevor das Schreckliche eintrat, steht mir noch deutlich vor Augen. Ich hatte ein hellblaues Schürzchen um, das mir Mutter aus einem ihrer früheren reizenden Mädchenkleider gemacht hatte, und meine braunen Zöpfe baumelten mir über den Rücken. Wie ich mit meiner Tafel hinaufging, begegnete mir Mutter auf der Treppe, kam eben von Margrit, hatte eins ihrer trillernden Lieder auf den Lippen und zauste mich spielend am Zopf. „Schreib' auch recht fein, Lotting," sagte sie. „Wenn Margrit dich lobt, kriegst du einen ganzen Napf voll Erdbeeren." „Hei," schrie ich und war der besten Vorsätze voll. Reiße die Tür auf zu dem lichten Stübchen, dessen weit offenes Fenster in den sonnendurchsprenkelten großen Lindenbaum geht, der damals an unserem Giebel stand. Er ist dann einmal bei einem großen Sturm niederge-

brochen. „Heut mach ich's aber fein, Margrit," schreie ich. „Mutter sagt, ich kriege Erdbeeren —" sehe derweil, daß auf dem Tischchen neben Margrits Stuhl auch bereits eine Schale mit Erdbeeren stand. Aber unangerührt, und Margrit gibt mir auch keine Antwort. Das muß mir sehr aufgefallen sein, denn ich weiß es heute noch. Da sehe ich sie an und will es wiederholen da liegt sie mit weit aufgerissenen Augen und starrt an mir vorbei ins Leere. Ihre ganz farblosen Lippen bewegen sich, aber ohne daß ein Laut herauskommt, und ihre Hände zucken auf der Decke.

Mich erfaßt natürlich ein entsetzlicher Schreck, und wie so Kinder sind, ich denke gleich ans Davonlaufen. Sonst habe ich mich nie vor Margrit gegruselt, auch wenn sie manchmal abwesende Augen hatte und nicht hörte, was man ihr sagte. Aber so hatte sie noch nie ausgesehen. In allen großen Angststunden meines Lebens ist dann immer wieder dies geisterhaft verstörte Gesicht unserer Schwester vor mir aufgetaucht, wie ich es drei Tage vor Mutters Tode als Kind gesehen habe, in dem sich wie in einem überirdischen Spiegel das große unbekannte Sein hinter allen Dingen unserem erdgebundenen Blick jählings zeigte.

Ich stand schon abgewandt und wäre in der nächsten Sekunde aus der Tür gewesen, da packte mich ihre sonst so kraftlose Hand plötzlich mit so starkem Griff an meinem Schürzchen, daß es bei dieser beiderseitigen Bewegung zerriß. Margrit aber achtete gar nicht darauf, zog mich am Handgelenk zu sich, und ihre Augen richteten sich jetzt klar und sehend, aber mit einem namenlos angstvollen Flehen in mein Gesicht.

„Was wird —? Was kommt —" flüsterte sie — — „Lotte, du Armes — ach wir, wir Armen ..."

Ich weiß nicht, ob ich etwas gesagt habe; ich denke, ich habe mich nur gegraut. Margrit ließ mich denn auch los, ich bin nach unten gelaufen und habe meine leere Tafel versteckt. Die Geschwister saßen schon alle in der großen Hofstube um den langen Tisch und schmausten Erdbeeren. Mein voller Napf stand auch an meinem Platz. Mutter hat wohl gar nicht gezweifelt, daß ich auf die Verheißung hin sehr schön bei Margrit schreiben würde. Es ging mir auch durch den kleinen, verschlagenen Kopf, dies Vertrauen auszunutzen. Aber wie ich mich setzen wollte, widerstanden mir plötzlich die Erdbeeren. Ich sagte zu Adelgunde, die neben meinem Platz saß — „Gunde, ich glaube, Margrit fehlt was —". — „Was fehlt ihr denn?" fragte sie. „Hat sie noch keine Erdbeeren?" — „Ja, die hat sie." Und dann sagte ich: „Iß meine, ich mag sie nicht." Lief nach draußen, bestieg meine Stelzen und spielte Schiffskapitän, ein Spiel, das wir immer auf Stelzen spielten, aber möglichst viele. Nun spielte ich es allein und mit Hingabe und wurde auch wirklich die Angst und das Grauen dabei los.

Ein paar Tage danach — ob es wirklich drei waren, weiß ich nicht, die Zahl hat sich nur so in mir festgesetzt — kamen wir vier Mädchen, Gunde, Fine, Stine und ich, mit großen Körben voller Blumen und Zweige aus dem Garten, um zu Vaters Geburtstag, der morgen war, Gewinde um seine Tür zu machen. Es war noch nicht einmal dunkel, und unser armer Verstand wird nie begreifen, wie es bei Mutters helläugiger, wacher Art so hat kommen können. Wir liefen durch die Hintertür über die hintere Diele an der Treppe vorbei in die Hofstube, laut lachend und tosend, wie unsere Art war, und fühlten und ahnten nicht, daß ein paar Schritte von uns ein schwarzes Loch gähnte und in der Tiefe

die beste, treueste Mutter als lebloses, blutiges Bündlein menschlicher Nichtigkeit lag.

„Es hat so kommen müssen —," das ist am Ende der einzige bittere Trost, der uns Armen, uns Ärmsten von all der Liebe und Freude, der Sorglosigkeit und dem so unaussprechlich tief Behütetsein übrig blieb. Trost — welch Wort! sagen wir lieber: Rest. Es ist kein Trost, daß „es so hat kommen müssen". Wer machte es, daß es so kam? Wer ließ es zu? — Gott? Ließ Gott die Gedanken eines der Mädchen oder des Lehrlings (es ist nie herausgekommen, wer es war) plötzlich verlahmen, daß sie Vaters furchtbar strenges Gebot übertraten und die Falltür offen ließen? Ließ Gott unsere Mutter, die sonst immer mit ihren klaren Augen alles sah, ganz wider ihre Art plötzlich verblinden oder verträumen, daß sie die offenstehende Luke nicht sah? Mußte Gott gerade Mutter wählen, die, wenn je ein Mensch unentbehrlich war, dies war? Konnte er nicht eins von uns Kindern, diesen noch ganz unnützen, unbeträchtlichen jungen Wesen hinabstürzen, wenn das alte Haus, wenn ein dunkles Schicksal, wenn er in seinem unfaßlichen Rat ein Opfer forderte?

Oh, geht nicht an diesen Fragen mit überlegener Handbewegung, mit billigen Trostgründen, mit abgebrauchten Redensarten vorbei, ihr alle, ob Kinder der Welt, ob Diener der Kirche, an die solche schreiende Not mit verzweifelter Frage sich wirft, sich klammert! Oh, schwebt nicht in den Wolken über solcher Not! Es ist so leicht, so jammervoll leicht, zu antworten, wenn diese blutigen Fragen schreien, aber die Antworten passen nicht, sie sind falsch, sie sind Betrug, sie höhnen den tobenden Jammer, ohne es zu wissen — wir Kinder, wir kleinen, jungen, verlassenen Kinder, wir schon haben

das gewußt, wir haben's erfahren. Oh, laßt die Not der Ärmsten einbrechen in eure verwöhnten, in eure glatten und leidenscheuen Herzen! Laßt das Mitleiden über euch geraten wie wilde Tiere, ihr, die ihr Freunde sein wollt, ihr, die ihr Diener und Vermittler Gottes auf dieser armen Erde sein wollt — anders könnt ihr nichts dem Verzweifelten sein, anders spart eure Worte, spart eure Gegenwart, die nur betrügt und höhnt —! — Was waren wir ohne Mutter, wir alle bis zu dem Ältesten hinauf? Und statt ihrer lag da ein zerschmetterter, blutiger Klumpen.

Gott! was antwortest du hierauf? Was sagst du deinen Geschöpfen? Was läßt du ihnen durch deine Diener sagen, die dich doch allsonntäglich erklären und beschreiben vor allem Volk? Auf der einen Seite erklären sie alles haarklein, und wer es nicht glaubt, wird verworfen — aber wenn die furchtbaren Dinge kommen, verwischt und verweht alles, dann wissen sie plötzlich nichts mehr, können nichts mehr erklären, es verschwimmt in unbestimmten großen Worten, sie sagen, sie können und wollen nichts wissen.

„Gottes Wege sind unerforschlich!"

Wohl, so laßt alles unerforschlich sein! So quält nicht mit kleinmenschlichen Erklärungen und Spitzfindigkeiten das zerrissene Herz. So zieht euch ganz zurück, ihr, die ihr nicht einfältig sein könnt wie die Kinder und nicht klug genug seid für Gottes Wege.

Aber gebt uns von denen, die sind, wie damals der alte Roderich Sauer war, der bereits seit zwei Jahren emeritierte Pastor von der Wöttelsdorfer Altstadtkirche. „Er hat es den Weisen und Klugen verborgen —", ja, ja, das hat er! Aber der achtzigjährige, weißhaarige alte Sauer ist der einzige damals gewesen, der Vater

und uns mit seiner alten, lieben, zitternden Stimme noch so einigermaßen zur Not gehalten und weitergebracht hat.

Nicht mit großen, billigen Trostworten, bei denen man immer spürt: Der das sagt, der weiß ja gar nicht, wie es tut. Der denkt vermutlich heimlich noch: Gott sei Dank, daß mir dies nicht passiert ist. Wenn ich mir mal wieder den 13. Korintherbrief ansehe, der äußerlich gerade so bekannt ist, wie innerlich unbekannt, und an die Stelle komme: „Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte — und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze — —" dann muß ich immer an unseren alten Pastor Sauer denken und an die wunderbare leise hebende Kraft, die von ihm ausging, die uns zwar nicht tröstete, aber uns doch half, und ich meine heute noch, da ich immer wieder auf soviel billigen, falschen Prunk in dem Verhältnis zu den Verzweifelten treffe, daß jeder, der andere trösten will, erst selber erfahren haben muß, was es heißt, im bittersten Leid von falschen Tröstern bedient zu sein, und daß die Kirche ihre Boten nicht nach zwei Examina aussenden, sondern auf die Kraft und Tiefe ihrer Herzen prüfen soll.

Der alte Sauer hat mit uns gelitten, das ist alles. Er ist bei Vater gewesen, als der wie ein Irrer in seiner Stube stand und an den Wänden mit seinen Nägeln kratzte. Er hat das Schreien gehört, das in Gottes Hand den Teufelsfinger sah, er hat uns nicht angepredigt, nicht einmal uns Kinder, wie der junge Pastor, sein Nachfolger es tat, er hat sich auch nicht zurückgezogen, als die schwarzen Wasser einem starken

Mann an die Kehle stiegen, und war doch nur noch ein achtzigjähriger Greis. Er hat selber mitgerungen um ein Verstehen des Unbegreiflichen, des Entsetzlichen und Widersinnigen. Und was wir alle, groß und klein, gerettet haben ans andere Ufer, dem alten Pastor Sauer haben wir es zu verdanken.

Seitdem weiß ich, wie Helfer sein sollen. Ich weiß aber auch, wie sie nicht sein sollen. Und unbequem, lästig, aufsätzig und schadenbringend dünkt manchen dies mein Wissen.

Abgesehen davon, daß unsere Stiefmutter eine seltsam wilde, niedergehaltene Liebe zu unserem Vater hatte, der doch damals schon in den Fünfzigern und über zwanzig Jahre älter war als sie, und daß sie ihm wohl noch an andere Orte des Grausens und Schreckens gefolgt wäre, als in eine immerhin wohlgeordnete Apotheke — war es doch das Zeichen einer starken Natur, daß sie sich in ein Haus bringen ließ, dessen spukhaftes Wesen nach Mutters Tode für alle Leute im Ort feststand, und das grauenerregend noch durch Margrits sonderbare Zustände und Gesichte bestätigt wurde. Sie hat mit mir, die ich später eigentlich ihre Vertraute war, mehr als ihre eigenen Töchter Wike und Hannelore, auch vielfach davon gesprochen. Denn sie fand eine Erleichterung und Erquickung in solcher Aussprache, auch wenn dabei Dinge zu Tage kamen, die eigentlich eine Mutter, auch eine Stiefmutter, ihrer jungen Tochter nicht erzählen dürfte, wie es ihr persönliches Liebesverhältnis zu unserem Vater betraf.

So sagte sie, daß der Gedanke, die Reihe der totgeweihten Frauen fortzuführen, nicht das geringste Schrecknis für sie gehabt habe. Sie habe nicht so am Leben

gehangen, um sich vor dem Tode zu fürchten. Ihre erste Ehe sei aus Zwang, nicht aus Liebe geschlossen, sie sei nie eine unbefriedigte Unruhe im Gemüte los geworden, und auch ihre beiden Kinder hätten ihr keine innere Ruhe geben können. Sie habe diese, wie das so Sitte in den Kreisen ihres Mannes gewesen sei, vollständig den Dienstboten überlassen und von ihrer kindlichen Entwicklung nicht viel gehört und gesehen, weil sie fast immer auswärts war, in Vorträgen, Sitzungen von Vereinen, denen sie angehörte, in Gesellschaften, Theater und Konzerten. Als ihr Mann, der Professor Kempf, der schon immer herzleidend war, starb, hatte sie zwar das Gefühl der Befreiung von lästigen Pflichten, aber die Leere und Unruhe blieb. Erst wie sie im Hause eines Bekannten unseren Vater traf, der, wie man erzählte, eine Frau für sein Haus und Mutter für zehn verwaiste Kinder suchte, sei ihr sein bloßer Anblick gleich durch Mark und Bein gegangen; sie habe zum erstenmal gespürt, was Leben sei, und habe gezittert wie ein ängstliches Kind.

Als sie bei ihrem ersten Brautbesuch die Spukgeschichte hörte, die Vater ihr übrigens schon angedeutet hatte, da fühlte sie sich eher von stolzem Jubel durchströmt, als daß sie sich gefürchtet hätte. Unserem Vater Kinder schenken, seine Kinder gebären und dann ihre hohe Aufgabe mit dem Tode besiegeln, das sei ihr wie eine Gnade und Erlösung vorgekommen. Und beinahe zärtlich habe sie die schwere Falltür betrachtet: „Hier werde ich einmal jauchzend mein erfülltes Leben enden."

Ich muß sagen, daß mir diese Bekenntnisse schrecklich waren. Nur höfliche Rücksichten ließen mich ihnen standhalten. Ich war, wie man in der Jugend ist,

absprechend und auf bestimmten Punkten streng und ohne Verständnis. Ganz gewiß liegt mir auch heute solche unstolze Frauennatur nicht, aber ich würde ihr doch das natürliche Mitgefühl entgegenbringen, das allen gebührt, denen das Leben oder die eigenen Anlagen die einfachen, geraden Wege der Natur verbauten und sie auf verworrene und oft recht ausgefahrene oder holperige Seitenwege drängten.

Das Grauen hat unsere Stiefmutter dann aber doch gekostet, und das war an Margrit. Sie sagte, sie hätte zwei schwere Dinge in unserem Haus gehabt, an denen sie fast zerbrochen wäre. Sie ist vielleicht sogar daran zerbrochen, ohne es zu wissen, weil sie an innere Brüche gewöhnt war und sie als das Selbstverständliche hinnahm. Das eine war die Eifersucht auf unsere Mutter, die sie entsetzlich herumgeworfen hat, daß sie nachts ihr Kissen zerbiß und uns drei, Wolf, Rolf und mich zuweilen haßte und sich in ihrem Haß auch gehen ließ, bis später eine Art Schwärmerei für mich daraus wurde, die mir wennmöglich schrecklicher war als ihre Abneigung. Das andere war das Grauen vor Margrit, die sie am liebsten aus dem Hause gebracht hätte, ja der sie bisweilen leidenschaftlich den Tod anwünschte, mit dem Gefühl, was man so stark und dringend wolle, müsse in Erfüllung gehen.

Anfangs hat sie diese feindlichen Gefühle gegen Margrit durchaus nicht gehabt. Ja, sie sagt, als Vater sie zum erstenmal zu diesem Mädchen gebracht habe, das ja nur um einige Jahre jünger war als sie selbst, das da mit seinem seltsamen schneeweißen Gesicht und den blauen Augen halbliegend saß in seiner armen irdischen Form, damals schon fast erstarrt und bewegungslos bis auf die feinen Hände, da sei es wie eine

tiefe Feierlichkeit auf sie gefallen, und sie sei niedergekniet und habe des Kindes weiße Hand geküßt. Innerlich habe sie sich gelobt, sich selber zu vergessen in der Pflege dieser ältesten Tochter des geliebten Mannes.

Aber es sei nicht so gekommen, wie sie sich gedacht. Das Gefühl des Fernen und Fremden sei zwischen ihr und Margrit gewachsen, statt abzunehmen. Das Mädchen habe eine besondere Pflege und Hingabe, wie sie sie vermeinte und dem eigenen Bequemlichkeitsbedürfnis abrang, gar nicht gewollt und nicht einmal verstanden. Es sei immer gewesen, als habe es über sie weggeblickt in unbekannte Fernen, und das habe sie unsicher und ungeduldig gemacht.

Dann sei es eines Tages gewesen, daß Margrit nach dem Hinausgehen eines jungen Dienstmädchens, das bei ihr geheizt hatte, ganz verstört war und nicht sagen wollte, was ihr fehle. Kurze Zeit darauf erkrankte das Dienstmädchen und starb. Ich kann mich der Sache noch ganz genau erinnern. Das Mädchen hieß Hulda und war ein Taglöhnerskind von auswärts, und weil sie selber noch so jung war, galt sie uns als Spielkamerad und Packesel. Daß Margrit bei diesem vor Gesundheit strotzenden Geschöpf das Zeichen des Todes gesehen hatte, als es selbst nicht im geringsten daran dachte, sagte sie mir einige Monate später. Wir hatten es schon vorher gewußt. Wir wußten jetzt längst, daß Margrit „das“ hatte, ohne daß wir darüber sprechen konnten. Selbst als Margrit es mir sagte, habe ich nicht einen Ton dazu gesagt oder gefragt. Ich weiß noch, daß ich mit meinem Zopfband spielte, es auf- und zuband, eine innere Bedrängnis fühlte, aber um alle Schätze der Welt den Mund nicht aufgetan hätte.

Uns ist Margrit aber dadurch nie graulich oder un-

angenehm geworden, sie blieb uns, die sie war, für Fine und Stine immer ein bißchen langweilig, aber für Gunde, bis sie heiratete, mich und mehrere unserer Brüder lieb und vertraut und zu unserem Leben gehörig. Ihr schweres Geheimnis des Hellsehens, das sie durch ihr armes, gebrechliches Dasein schleppen mußte, haben wir ihr nicht abnehmen können und auch gar keinen Versuch dazu gemacht, aber irgendwie tragen geholfen haben wir es ihr doch, sonst hätte sie uns nicht davon gesagt, wenn wir auch nur stumm und dumm dabei saßen.

Dagegen unserer Stiefmutter, die so gern Näheres wissen wollte und erst in betreff der jungen Hulda, dann auch auf frühere Dinge zurückgreifend, sie ausfragte, ihr auch einmal in meiner Gegenwart die Frage stellte, ob sie den Tod der zweiten Mutter, der von Fine und Stine, auch vorausgesehen habe — der gab sie gar keine Antwort. Nicht im Guten, nicht im Bösen. Sie sah an ihr vorbei mit einem abwesenden Blick, und nur ein immerwährendes Zucken flog über ihre Stirn, als täten ihr tief innen alle ihre armen Nerven weh. Das war so schwer für mich anzusehen, die ich doch auch noch ein Kind war, daß ich heranging und ein weißes Tüchlein über ihr Gesicht deckte und zu Mama sagte, wir wollen sie doch lieber allein lassen.

Da hat Mama wohl schon angefangen, ihr gram zu werden. Denn es mußte sich in ihr so spiegeln, als schlösse Margrit sie absichtlich von ihrem inneren Erleben aus, während sie uns doch hineinblicken ließ. Mama hat ja immer sehr zur Eifersucht geneigt.

Solange sich dies alles nur mehr auf Außenstehende (in Mamas Sinn) bezog, ging es ja noch an. Aber dann kam das Furchtbare, als ihr drittes Kind von

Vater, der süße, wunderhübsche kleine Kuno, drei Jahr alt war, und wie sie, die mit ihren Kindern einen richtigen kleinen Götzendienst trieb, den Jungen als besondere Gunst und Gnade für Margrit an deren Geburtstag nach oben brachte, damit das Kind ihr mit seinen dicken Fäustchen einen Blumenstrauß geben sollte.

Ein paar von uns — ich erinnere mich noch, daß außer mir Gunde, die Plötzkinder und Rolf da waren, es sind aber mehr gewesen — standen um das Bett und den Geburtstagstisch. Da kommt Mama mit dem prächtigen Kerl auf dem Arm herein und sieht so strahlend und frohlockend aus, wie eine von Rubens' Frauengestalten. Wir freuen uns noch alle mit. Da stößt Margrit einen Schrei aus, wie ich noch keinen gehört habe, ihn aber hören werde, solange ich lebe. Nicht laut oder grell, eher leise wie eine zerspringende Glocke, aber so entsetzlich in seiner jammervollen Klage, daß es uns allen durchs Mark schnitt. Wir sahen alle, daß ihr Blick auf den kleinen Kuno ging, und daß sich ihr Gesicht verzog bis zur Unkenntlichkeit, als würde sie von Grauen und von Schmerz von unten her aufgefressen.

Eiskalt wurden meine Hände, die auf der unteren Bettdecke lagen, und ich weiß noch, daß ich zwei Gedanken hatte. Der erste: Bringt doch das Kind weg! Der zweite — entsetzliche —: Es hilft ja doch nichts mehr!

Wir haben damals schon tief mit irdischen, versagenden Augen hineingeblickt in den dunklen Abgrund der unermeßlichen Geheimnisse Gottes.

Aber — wie soll ich sagen? Das Schrecklichste, das Schaurigste war Mamas Verhalten. Ihr lautes jauchzendes Lachen tollte durch den Raum. Sie hob das strampelnde Kerlchen hoch, sie liebkoste es, sie nahm ihm den

Strauß aus den Händchen, warf ihn von weitem Margrit aufs Bett: „Da, da, da!" rief sie unaufhörlich wie eine Tollgewordene. „Seht mir doch den Sonnenjungen, seht ihn alle! Was? Wie er strampelt! Willst deiner Mutter den Leib einstoßen, wilder Schelm? Hast zuviel Lebenskraft, ja! Überlebst uns alle nochmal, trittst uns alle noch in die Erde! Was? wir lachen die ganze Welt aus!" Ihr Lachen wurde immer schreiender, schon klang hysterisches Schluchzen darin, sie wandte sich ab, war hinaus, von der Treppe hörten wir noch die wilden Töne.

Sie hat's gesehen, wie wir alle —

Es dauerte indessen noch fast ein halbes Jahr; sie hat gemeint, sie habe den „bösen Blick" gebrochen. Ach, sie hat von da ab eisern an unserer Margrit bösen Blick geglaubt. Dann ist der kleine Kuno am Scharlach gestorben, der einzige aus unserer großen Familie.

Eines Tages saßen wir alle, die noch zu Hause waren, wir sechs Mädchen und die Kleinen, um den großen Tisch in der Hofstube zum Abendbrot. Unser Gustchen war noch ein Wickelkind und stand in seinem Wägelchen neben Mamas Stuhl. Denn seit Kunos Tod war sie wie verstört mit ihren Kindern, hatte sie immer dicht um sich, überschüttete sie mit Liebkosungen, was sie gar nicht leiden mochten, besonders der jetzt siebenjährige Schlumps nicht, der Heinrich hieß, und zeigte uns anderen Kindern ein hartes Wesen. Zu Margrit ging sie überhaupt nicht mehr hinauf. Wir waren dann in ihrer Gegenwart auch immer etwas gedrückt und ziemlich froh, wenn die Tischzeit vorbei war, und wir wieder hinaus konnten. Vater ließ sich das Abendbrot meist hinüberbringen. An jenem Abend war er nicht zu Hause.

Adelgunde war damals schon siebenundzwanzig Jahre und seit zehn Jahren verlobt. Es war eine Schülerliebe aus Wöttelsdorf, ein junger Kaufmann namens Holtfreter, der schwer zu kämpfen hatte, bis er, der ohne Verbindung war, eine einträgliche Stelle in Hamburg bekam. Ich habe nie ein schöneres Mädchen gesehen, als unsere Gunde. Sie hatte zwar etwas Steifes, Kühles, aber was sie an Treue zu Fritz Holtfreter geleistet hat, läßt doch auf ein starkes Herz schließen. Leider wurde die Ehe dann nicht so glücklich, wie man nach der langen Verlobung, in der kein Wölkchen den klaren Himmel ihrer gegenseitigen Liebe trübte, erwarten sollte. Es schwebten sogar einmal Scheidungspläne, die dann aber nicht ausgeführt wurden. Davon werde ich später erzählen. An dem Aprilabend, von dem ich jetzt berichte, stand die Hochzeit noch bevor. Fritz hatte seit einigen Tagen eine ausgezeichnete Stellung, und Gunde war, wo sie ging und stand, wie in goldene Wolken gehüllt, auch Mamas Gegenwart bedrückte sie gar nicht. Sie strahlte jeden an, der mit ihr sprach, ohne nachher überhaupt gehört zu haben, was man von ihr wollte.

Ich war damals vierzehn Jahre, ging noch immer in Fräulein Beutins vorzügliche Schule, der wir Mädchen es verdankten, daß wir weniger mit stückweisem Wissen vollgepfropft wurden, das nachher, wenn das Leben einen rüttelt, doch wieder auseinanderfällt, sondern eine kräftige, klare Weltanschauung bekamen, die unzertrennlich ist mit des eigenen Volkes Werden und Wachsen, seinen Lebensbedingungen, seiner Ehre und Zukunft. Allerdings haben Gunde sowohl wie die beiden Plötzkinder nur wenig von Fräulein Beutins Schule gehabt, Adelgunde nur im letzten halben Schuljahr, Adolfine und Ernestine ebenfalls nur zuletzt und dann auch nur stundenweise,

da bei der früheren, sehr schlechten Schule noch ein Privatzirkel bestand, der dann erst nach Jahren einging, als die neue Schule alles an sich zog, was in Wöttelsdorf an Mädchen unserer Kreise da war.

Ich aber, Hannelore und Gustchen, wir haben von Anfang an von dieser reinen Quelle getrunken, und so stark sind doch die Einflüsse schon in der jüngsten Kindheit, daß wir drei uns von den älteren heute noch in unserer politischen Stellung und allen Volks-, Menschheits- und religiösen Fragen ganz bedeutend unterscheiden.

Es war ein wunderschöner Aprilabend. Die Sterne erschienen schon im tiefen Blau, so weich wie seltsame Sehnsucht war die Luft, die tiefen Gartenschatten lockten zu heimlichem Spiel, mich, den Backfisch, schon zu träumerischem Wandeln. Uns alle, so hingebende Esser wir sonst auch waren, lockte und zog es fort von dem ungemütlichen Mahl. Mama war seit Kunos Tod so voller Angst vor jedem Luftzug, der ihre Kinder treffen konnte. Daher waren die Fenster bei der schönen Abendluft fest geschlossen, und trotzdem es draußen noch ziemlich hell war, brannte schon die Hängelampe, ganz wie an Winterabenden. Da zuckte und prickelte in uns allen die unbezähmbare Ungeduld.

Plötzlich klingelte draußen die Hausschelle, und Schritte kamen durch den Flur, gingen aber nicht zur Apotheke, sondern suchten an der Wohnseite des Hauses herum. Wir hörten an der vorderen Tür klopfen, also Besuch. Mama schickte mich nachzusehen.

Es war schon recht dämmerig im Flur, die Türlaterne aber noch nicht angesteckt. Ich sah die Umrisse eines kleinen Mannes im Kragenmantel, der einen riesigen Schlapphut in der Hand trug und mich jetzt aus

dem Gebüsch eines langen Vollbarts heraus fragte, ob hier im Haus eine gelähmte Kranke liege.

Über diese Frage eines Wildfremden nach unserer Margrit war ich so verblüfft, daß ich stotternd die Auskunft gab, sie läge oben. „Willst du mich nicht zu ihr bringen, Kleine?“ fragte er mit tiefer, wohllautender Stimme. Aber ich war sofort gegen den Mann eingenommen, weil er mich Kleine nannte, und fand im übrigen sein Verlangen höchst sonderbar. „Was wollen Sie bei Margrit?“ fragte ich reichlich keck. „Wer sind Sie überhaupt?“

„Bemühe dich nicht, mich zurückzuhalten,“ sagte er mit einer Stimme, durch die ein Lächeln klang. „Es würde umsonst sein. Übrigens magst du erfahren, daß für euere Margrit mein Besuch eine große Freude und Erlösung bedeutet.“

„Dann sind Sie wohl ein Doktor,“ fragte ich. „Gehen Sie doch in die Apotheke, Vater kommt bald nach Hause.“

„Nein, nein, nichts derart,“ wehrte er ab. „Mit eurer Apotheke habe ich nichts zu tun. Führe mich nur nach oben, ich will nichts Schlechtes von ihr.“

Jetzt rief Mama von innen, mit wem ich denn so lange spreche, und kam auch schon selbst heraus. Wie sie so mit ihrer vollen, mächtigen Gestalt und ihrem hellen Haar im Licht der Hängelampe stand, stieß der Fremde einen kurzen, unwilligen Laut aus, der sogar für mich Backfisch ganz deutlich ausdrückte, welchen unangenehmen Eindruck sie ihm machte und wie er wünschte, nichts mit ihr zu tun zu haben.

„Der fremde Herr will durchaus zu Margrit,“ sagte ich.

„Zu Margrit?“ fragte sie und kam mißtrauisch näher. „Was wollen Sie bei ihr? Sie ist krank, sie empfängt

keine Besuche. Wer sind Sie? Ein Verwandter vielleicht von Margrits Mutter?"

„Ein Verwandter — ja —" sagte er mit seiner seltsamen Betonung und zog sich vor dem Näherkommen der großen Frau wie leise angewidert zurück.

Mama war in jener Zeit besonders reizbar und sogar menschenscheu. Sie war zu niemandem freundlich außer zu Vater und zu ihren Kindern. Schon die bloße Nennung von Margrits Namen brachte sie außerdem in zornige Aufregung. Den weiteren Wortwechsel weiß ich jetzt nicht mehr so genau. Jedenfalls wurde Mama heftig und geradezu grob. Sie sprach beleidigende Beschuldigungen gegen den Fremden aus, die an Deutlichkeit kaum etwas vermissen ließen, als ob er sich nur zu stehlen oder zu kundschaften ins Haus eingeschlichen habe. Das allerdings Verdächtige war auch dabei, daß der Fremde trotzdem stehen blieb und mit förmlich flehender Stimme seine Verwandtschaft mit Margrit beteuerte, ein ganz durchsichtiger Schwindel, da er ja sonst die Familienverhältnisse hätte angeben können.

Meine Geschwister waren unterdes alle herausgekommen, und wir umstanden den Fremden gaffend und freuten uns des kleinen Erlebnisses. Der ganze Vorgang hatte sich unterdes in den Lichtkreis der Lampe geschoben, und wir sahen, daß der Fremde ein ungewöhnlich hageres, blasses Gesicht hatte, eine hohe weiße Stirn unter aufgebäumtem Haar und ein paar unbändig ausdrucksvolle Augen, die ich heute noch vor mir sehe.

Er war durch Mamas Wesen langsam in Verzweiflung gebracht. Er weinte beinahe, worüber unser Schlumps sich so bodenlos belustigte, daß er beide Hände vor seinen Mund drückte, um das Lachen zu verkneifen, und dann doch entsetzlich herausprustete und davon-

stürzte. Mehrere ihm nach. Ich blieb stehen und hörte dann, wie der Mann plötzlich alle Zurückhaltung von sich warf und erklärte, er komme, weil der Ruf von den übernatürlichen Kräften, die in dieser Kranken wohnen sollten, ihn von weit aus Süddeutschland hergetrieben habe. Er flehte vom Himmel bis zur Erde Mama an, sie solle ihn zu ihr lassen. Er wollte ihr ja nichts Böses tun, o Gott, im Gegenteil. Er wolle sein Wissen und seine eigenen Kräfte mit den ihren vermählen. (Ich weiß nicht mehr, ob er „vermählen" sagte. Es soll um alles in der Welt nicht komisch klingen, was ich berichte. Es war nicht komisch, höchstens für dumme Jungens wie Schlumps, dem sehr leicht etwas komisch war. Ich weiß sogar, wie ich durchzittert dastand und dringend hoffte, Mama werde ihn erhören.) Er sagte, es gäbe schon eine Forschung auf diesem dunklen Gebiet, man nenne sie den Okkultismus. Margrit sei vielleicht zu etwas ganz Großem ausersehen, nur müsse man ihr helfen, ihre gebundenen und behinderten Kräfte frei entfalten zu können.

Es war schon gerade genug, daß Mama ihn so lange anhörte. Es war auch wohl nur die Verblüffung, einen gebildeten, gutgekleideten Mann in dieser Weise ernsthaft über solche abergläubischen Dinge reden zu hören. Es ist mir später erst klar geworden, wie entsetzlich ihr dieses Gerede sein mußte. Gerade dem, was der Fremde „übernatürliche Kräfte" nannte, schob sie ja das Sterben ihres kleinen Kuno zu. Es muß ihr geradezu unerträglich gewesen sein, hieraus noch für die Margrit, deren Anblick sie seitdem wie die Pest floh, Ehrenkränze flechten zu sehen.

Als ich dummes Kind noch auf ein Nachgeben Mamas hoffte, brach schon ein Sturm los, wie wir ihn in der

Apotheke noch nicht erlebt hatten. Mama ging plötzlich auf das schmale Männchen los, sie riß ihm in sinnlosem Zorn den Hut aus der Hand, sie schrie auf ihn ein, ich weiß nicht was, der Gehilfe kam aus der Apotheke gelaufen und die Mädchen von hinten. Es war, als habe man wirklich einen Einbrecher gefaßt. In meiner Erinnerung stehen noch zwei hochgereckte Arme wie die eines Ertrinkenden, dann wälzte sich der ganze Knäuel zur Tür, und ich stand und schluchzte und wußte nicht, warum.

Es war doch noch mehr Unerklärliches an unserer Margrit, als wir wußten. Als ich eine reichliche Stunde später zu ihr hinaufging, ihr gute Nacht zu sagen und ihr Fenster gegen die Nachtluft zu schließen, sagte sie mit ihrer zarten Stimme aus dem Dunkel heraus: „Lotting, es war einer hier."

„Wer?" fragte ich erstaunend.

„Ich weiß nicht. Ein kleiner Herr mit einem Schlapphut."

„Was — sagte er — Margrit —"

„Nichts. Gesagt hat er nichts. Er hat hier gesessen. Mir wurde mit einmal so weit und stark. Lotte, vielleicht habe ich bis jetzt immer nur geschlafen —"

„Wann ist er hier gewesen, Margrit?"

„Eben. Als du auf der Treppe kamst, ging er fort."

„Will er wiederkommen?"

„Ja, ja." Und noch einmal wie jauchzend: „Ja."

Mir ging es durch den Sinn und ist mir immer wieder durch den Sinn gegangen: „Und die Riegel sprangen, und die Felsen wichen auseinander — —". Ich weiß nicht, wo es steht, vielleicht steht's nirgends. Wir Hinstrops haben schon früh gewußt, daß es Dinge gibt,

wohin der menschliche Verstand nicht reicht. Aber wir haben uns wenig gegraut und nie daran geklügelt oder das, was die Dummen und die Verdummer „Experimente" nennen, damit gemacht. Vielleicht weil Gott uns schon als Kinder von hinten unter die Arme faßte und hochhob, daß wir über die große Mauer sehen konnten. Darum haben wir vielleicht schon immer gewußt, daß Mauern, die Gott zieht, kein Menschlein umstoßen kann, auch nicht, wenn sich's Spiritist und Okkultist, Theosoph und Anthroposoph nennt und die Backen so vollbläst wie unser Schlumps, der dann doch wenigstens nichts darin hatte als sein junges, dummes, platzendes, herziges Gelache.

Der Besuch des fremden Herrn, von dem wir nie wieder etwas gehört haben, nie erfahren, wie er hieß, ob er einer jener weitverzweigten Gesellschaften angehörte, die jetzt sehr in den Vordergrund getreten sind, oder ob er für sich allein diese weite Reise gemacht habe, nur um unsere Margrit zu sehen, dieser Besuch verlief äußerlich im Sande. Ich glaube, Vater hat nie etwas davon erfahren oder doch nur in der Form, daß ein Betrüger und Schwindler versucht habe, sich einzuschleichen, als er außer Hause war. Mama war mehrere Tage danach fliegend nervös, und wenn ja eins von uns hätte einen Versuch machen wollen, von dem Fremden zu sprechen, so wäre ihm das vor ihrem aufgeregten, stechenden Blick sogleich in der Kehle stecken geblieben.

Ich aber trug an dem heimlichen Erlebnis mit Margrit. Ich ahnte dunkel, daß unsere Schwester seit dem Abend in einen neuen Abschnitt ihres Innenlebens eingetreten sei. Oft wenn man zu ihr kam, war sie voll

strahlender Freude, manchmal dann wieder in so tiefem, abwesendem Sinnen, daß man sie förmlich wecken mußte, um sie in die Wirklichkeit zurückzurufen und ihr begreiflich zu machen, daß sie das ihr gebrachte Essen zu sich nehmen solle. Dabei lebte sie so ganz bei uns, in unserer Familie, daß nur hierauf sich ihr Sinnen und ihre seltsamen Erleuchtungen zu beziehen schienen. Es war unbeschreiblich seltsam, wenn sie mich plötzlich ganz groß und klar ansah und mir Dinge erzählte, die sich vielleicht eben erst in der Hofstube, bei den Kleinen, in der Apotheke, auf der Straße zugetragen hatten, und ich meine sicher, daß diese Gabe, die an sich ganz harmlose, heitere Dinge von ferne auffaßte, ihr erst seit dem rätselhaften Besuch an jenem Aprilabend gekommen sei, während sie vorher nur die düstersten Dinge, besonders den nahenden Tod eines Menschen irgendwie vorausempfand zu ihrem eigenen, qualvollen Entsetzen.

Daß sie sich gerade mir gegenüber aussprach und zu mir Vertrauen hatte wie zu keinem sonst, lag wohl an unserem nahen Verhältnis seit meiner Kinderzeit, das von unserer Mutter herbeigeführt und gestärkt worden war. Aber es drängte mich auch in eine seltsame Vereinsamung hinein.

Ich fand unter den Geschwistern keinen, zu dem nun wieder ich mich über Margrits übernatürlichen Zustand aussprechen konnte. Die Brüder, die nur in den Ferien zu Hause waren, kamen dafür gar nicht in Betracht. Ich bin überzeugt, daß auch sie glaubten, sogar steif und fest, daß es in unserem Hause spuke. Aber sich im einzelnen darüber auszusprechen, hätten sie wohl sehr lächerlich und ihrer Schülerwürde vollkommen unwürdig gefunden. Und ich muß, was auch die Gläubigen dagegen einwenden mögen, noch heut sagen, daß ich das

für den gesundesten und natürlichsten Standpunkt halte. Ich selber war durch mein vertrautes Verhältnis zu Margrit ein wenig von diesem hellen geraden Wege ab in das sich doch niemals erhellende Dunkel gedrängt worden.

Mit Gunde, die Tag und Nacht nur ihre Hochzeitsgedanken hegte, war überhaupt kein vernünftiges Wort zu reden, das über dies Gebiet hinausging. Die Kleinen kamen selbstverständlich nicht in Betracht, und so wären nur Adolfine und Ernestine, die beiden Plötzkinder, die neunzehn und zwanzig Jahre alt waren, meine einzigen natürlichen Vertrauten in der Familie gewesen.

Aber dem stand mancherlei entgegen.

Diese beiden Schwestern waren immer, ich will nicht sagen: fremd —, aber doch in einer Art kleinen Sonderstellung zwischen uns. Wir anderen waren zusammengewürfelt genug, und besonders Mamas Kinder fielen durch ihre sprunghaften Begabungen und ihr anspruchsvolles Wesen allen Leuten als etwas Besonderes auf, und doch gehörten sie mit uns zusammen; wir hatten unseren Lebensereignissen gegenüber immer dieselben Empfindungen, für unsere Nöte dieselben Auswege, kurz: wir verstanden uns. Aber Fine und Stine kochten sich schon als Kinder ihr Extrasüppchen.

Auch in einem Punkt wichen ihre Gefühle von den unseren ab. Wir alle, und die Jungens nicht zum mindesten, waren auf Leben und Tod verwachsen mit unserer alten Apotheke. Für uns war „zu Hause sein" eben dasselbe wie: Nun ist's richtig, nun ist's, wie es sich gehört. Und wenn man ferne war, dann fraß das Heimweh einen rein dumm und dösig, und das „zu Hause" war in der Vorstellung einfach der Himmel, das Paradies. Ich erinnere mich, daß ich ein paarmal zu Besuch bei einer Tante in Stettin war. Ja, da habe ich von unserer

alten Freitreppe vor der Haustür geträumt, und nichts paßte mir so recht, und heute, da ich doch wie lange schon mein eigenes „Zuhause“ habe, packt mich plötzlich nachts eine dumme Sehnsucht, ein krankes Heimweh nach unserer Kindheit in der Wöttelsdorfer Apotheke. Es war auch etwas ganz Gewohntes, daß die langen Primaner, die Studenten sogar, sich das Flennen verbissen, wenn der kalte Abschiedsmorgen vor den Fenstern stand, und in der alten, treuen, so urgemütlichen Hofstube der letzte Bissen und Trunk getan wurde.

Ja, so war es mit uns. Aber Fine und Stine waren darin anders. Seit ich denken kann, haben sich die beiden Mädchen aus dem Hause fortgesehnt. Wenn sie einmal zu Besuch auswärts waren, kamen sie immer erfüllt von den fremden Eindrücken zurück. Alles war draußen schöner und feiner. Alle Häuser, Einrichtungen, Gewohnheiten waren den unserigen himmelweit überlegen. Selbst offenkundige Nachteile und Mißstände bei den Fremden wurden vergoldet und als Vorzüge herausgeputzt. Es war manchmal lächerlich, manchmal hat es uns auch grimmig erbost. Unser Haus war „ein alter, winkliger, unmoderner Kasten“, „vollgepfropft mit dem Moder vergangener Zeiten“, „voll Altweibergeschichten erfüllt“ — ja, wenn man den sogenannten „Spuk“ dieses Hauses zum Beispiel in Stettin und Berlin erzählen würde, würde man sich ja „unsterblich blamieren“. Überall ginge die Welt weiter, nur in Wöttelsdorf und vor allem in der Apotheke bliebe sie stehen.

Sie hatten es überhaupt heraus, die beiden Plötzkinder, mit Worten zu stechen, daß es einen doch brannte. Sie fochten eigentlich immer ganz anders wie wir, sie hatten nicht viel Hinstropsches an sich. Vielleicht war es Neumännisch, wie sie waren.

Aber etwas Gutes sei ihnen hiebei gleich nachgesagt: sie hielten fest zusammen, die zwei. So giftig sie manchmal zu uns waren, unter sich haben sie eigentlich nie gezankt. Sie fühlten die gleiche Art, die Neumännische wohl. Wir Hinstropschen müssen ihnen fürchterlich auf die Nerven gegangen sein.

Hübsch waren sie beide nicht, aber auch nicht häßlich. Als Siebzehnjährige, das wußte ich Balg ganz genau, sind sie in allen Tanzstunden sitzen geblieben. Sie haben auch nicht die einzigste kleine Schülerliebe gehabt, obwohl in allen Ferien unser Nest überschwemmt war mit unternehmenden Jungens. Mir ist leider Gottes damals schon ein strohblonder Tertianer nachgelaufen, und ich habe immer gewußt, wie schön verbotene Äpfel schmecken. Das sage ich mir zur Schande, aber Fine und Stine ist's auch nicht zum Lob gewesen, daß sie so unbeschreiblich tugendhaft waren. Es bleibt, schon für die Backfische, bei der Feststellung unseres großen Weisen:

Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein — —

und jedenfalls zur vollen Jugend gehört nun einmal beides. Das schreckliche Tugendstreben, das bisweilen in der Jugend ausbricht, nimmt meist kein gutes Ende.

Fine und Stine waren aber erst am Anfang und noch weit entfernt vom Ende. An einem Herbsttag kamen sie beide von einem Besuch in Stettin zurück und schon, wie sie aus dem Omnibus stiegen, der damals und heute noch die Verbindung mit der Bahnstelle bildete, machten sie gegen uns, die wir hilfsbereit und neugierig den breiten hinteren Wagentritt umringten, noch viel hochmütigere Gesichter als sonst. Wir kamen ihnen sichtlich wie unbeträchtliche Ameisen vor nach ihren stolzen Stet-

tiner Bekanntschaften. Es war dann aber nicht nur das. Sie waren überhaupt anders wie sonst. Nicht einmal die Schilderung auswärtiger Herrlichkeiten bekamen wir zu hören, sie machten ganz merkwürdig verschlossene Gesichter, und selbst bei Tisch, auf Vaters Fragen, erfolgten nur tropfenweise, widerwillig gegebene Antworten. Nach Tisch aber traten beide an Vater heran und baten um eine geheime Unterredung.

Wir guckten ihnen ob dieses ungewohnten, feierlichen Verlangens verblüfft nach, wie sie hinter Vaters hoher, langer Gestalt wie piepende Hühnerchen herliefen, bei der Tür bemüht, als junge Damen den Vortritt zu erlangen, was aber nur dazu führte, daß Vater erstaunt in seinem schönsten Plattdeutsch fragte: „Dunnerslag, wat sall denn mit eens de Drängeli?" Dann waren sie zu dritt hinaus und wir sahen Mama an.

Mama hatte damals, fast dreiviertel Jahr nach Kunochens Tod, wieder angefangen, sich aus ihrer tiefen Verstörtheit herauszuarbeiten und, um Vaters willen, ihre Mutterschaft bei ihren Stiefkindern wieder aufzunehmen. Es irrlichterte aber doch etwas wie die nervöse Eifersucht, die wir schon kannten, über ihr Gesicht, als so mit voller Übergehung ihrer Person sich scheinbar eine wichtige Familienfrage abzuspielen begann. Unser Anstarren schien sie dann erst recht zu reizen, sie ging entschlossen zur Tür und nach drüben, ohne einen Ruf abzuwarten und vielleicht im Innern mit der Möglichkeit rechnend, daß Vater sie bitten werde, ihn mit den Töchtern allein zu lassen.

Doch ist ihr dieses jedenfalls erspart geblieben, denn sie kam nicht wieder heraus. Uns dauerte dann die Sache zu lange, und wir liefen in den Garten. Erst beim Vesperbrot kam das Ergebnis zutage.

Es fing damit an, daß die Schwestern auf den brüllenden Ruf von Schlumps: „Fining und Stining, hewwt ji mi nicks mitbröcht?“ die kurze, eiserne und einstimmige Entschließung abgaben, daß sie sich diese „ordinäre“ Entstellung ihrer Namen ein für allemal verbäten. Sie hießen Adolfine und Ernestine, wollten von allen so genannt sein und würden jeden Rückfall in die frühere Verhunzung dem Vater anzeigen. Was den Schlumps zu dem übeltönenden, aber ungedämpften Gesang verleitete:

„Petze, Petze geht zum Laden,
will für'n Sechser Petze haben —“

worauf Hannelore und Tuck lautjubelnd einfielen und ich auch, aber unsichtbar mitsummend hinter geschlossenen Lippen:

„Für'n Sechser Petze gibt es nicht,
Petze, Petze ärgert sich.“

Mama drohte mit dem Finger und hielt sich die Ohren zu. Ich erachte es aber heute noch nicht als Raub, daß sie ihre eigenen Kinder so verhältnismäßig wild aufwachsen ließ, es ist doch viel Nettes zwischen den Schößlingen gewesen. Manche können es ja auch vertragen, und manche nicht. Schlumps und seine Geschwister gehörten jedenfalls zur ersteren Sorte.

Adolfine und Ernestine sahen nur noch um ein Quentchen hochnäsiger und verächtlicher drein als vorher. Ich bin überzeugt, sie fühlten sich dem „ordinären“ Getriebe unseres Hauses schon entrückt und wurden von unseren Angriffen gar nicht mehr berührt. Denn wie wir so nebenbei erfuhren, hatten sie vorhin von Vater die Erlaubnis erhalten, zu ihrer Ausbildung nach Stettin gehen und dort zu ihrem Lehrerinnenexamen arbeiten zu dürfen.

Es war zu komisch mit unserer Familie. Wir Ge-

schwister hatten doch wirklich von den beiden Plötz-kindern kaum mehr als nichts, ja ich gestehe, in den Wintermonaten, in denen sie noch zu Hause lebten und für nichts zu haben waren, als für ihre Ausstattungs-näherei und -kauferei, haben wir untereinander öfter gesagt, leise und manchmal auch extra laut in ihrer Hör-weite: „Na gut, daß die ollen Gänse bald fortkommen.“ Aber als der bekannte kalte Abschiedsmorgen vor den Fenstern stand, und sie in den Osterferien, ein paar Tage früher als die Jungens, da sie sich noch einrichten sollten, in der Hofstube ihr letztes Frühstück nahmen, und vorn im Flur ihr großer gemeinsamer Schließkorb und kleines Handgepäck wartend auf das Heranrumpeln des Om-nibus stand — da saßen mir die regelrechten Abschieds-tränen faustdick in der Kehle, daß ich keinen Ton hervor-bringen konnte, und das Herz war mir so schwer, rein zum Zerbrechen. Von den großen Jungens waren nur noch Otto, Wolf und Rolf da; die beiden Ältesten waren keine Ferienjungen mehr: Gottlieb Kandidat der Theo-logie, Hans Referendar am Güstrower Landgericht. Auch Otto hatte bereits sein pharmazeutisches Examen gemacht und arbeitete in einer anderen Apotheke, war aber zu den Osterferien zu Hause. Nur Wolf und Rolf waren noch die richtigen Pennäler, die allerdings sehr launenhaften Postillione meiner rot, weiß und blau bemützten Freunde und die Abgötter von Schlumps. Trotz der frühen Stunde waren auch sie zur Stelle, aber auch sie ernst wie der Tod, bedrückt und feierlich, wie es eben in einer richtigen Abschiedstunde sein muß. Und wenn sie auch nicht gerade mit Tränen kämpften, wie ich Dummerlack, so sehe ich heute noch Wolfs tief-ergriffenes, ernstes, gerührtes Gesicht vor mir, wie er Ernestine, die doch immer sein Abscheu gewesen war,

mehr noch als die etwas stillere und weichere Adolfine, zum Scheidegruß die Hand drückte, als draußen das wohlbekannte Rumpeln ertönte, und wir aufgereiht im Hausflur standen.

Ich habe keine Erinnerung daran, daß Mama jemals aus dem Rahmen solcher Familienstimmung herausgetreten wäre, obwohl sie doch wahrhaftig andere Gefühle und Gesichtspunkte bei allem haben mußte wie wir. Vielleicht, daß der Rahmen so stark war, daß ihre ganze leidenschaftliche Sonderart sich da hineinpressen mußte. Sie hat jedenfalls die Mädchen geküßt und umarmt und sich ganz entsprechend benommen. Ihr Sohn aus erster Ehe, Ludwig, ein kränklicher Junge, damals in der Ober- oder Unterprima, ich weiß es nicht mehr so genau, wird an dem Morgen wohl noch im Bett gewesen sein, ich erinnere mich wenigstens seiner in diesem Zusammenhange nicht; seine Schwester Wike, das schüchternste, gutwilligste, unpersönlichste Wesen, das man sich denken kann, stand mit dem Gepäck bereits draußen auf der Straße. Sie wartete nie ab, daß erst der Hausknecht, der alte Lukas oder ein Dienstmädchen kam, da war schon alles geschehen, und keine unserer vier Mütter hat es mit den Dienstmädchen leichter gehabt, als Mama, weil Wike ihnen immer alles abnahm und beisprang, wo es niemand erwartete. Sie war dann aber auch so ein bißchen Dienstmädchen, bei den Plötzkindern sicher, aber auch sonst. Ich kann mich auch nicht davon freisprechen, daß ich mir manches von Wike habe machen lassen, was ich gut selber hätte tun können.

Selbst Adolfine und Ernestine verloren unter dem Familienbann dieser Abschiedstunde etwas von ihrer steifen Hoheit. Ich will's nicht beschwören, aber ich glaube beinahe, Adolfine hätte zu gern geweint, wenn sie es sich

vor Ernestine getraut hätte. Ich fühlte einen so krampfhaften Händedruck von ihr, daß es nun mit meiner Fassung ganz vorbei war, und die Tränen mir übers Gesicht kleckerten. Und als das eilige Einsteigen und Gepäckverstauen, das Türzuschlagen, das aus dem Hinterfensterwinken nun vorüber war, als das Rumpeln des Omnibusstraßabwärts verhallte, da kehrten wir mit demselben Gefühl der Öde in das „leere" Haus zurück, wie es sich jedesmal nach einem Abschied unserer bemächtigte.

Allerdings, daß wir um die Plötzkinder nachhaltig gebangt hätten, wäre zuviel gesagt. Schon der Abschied von Ludwig, Wolf und Rolf verwischte das vorige Bild bis auf den Grund; wirklich vermißt hat sie keins von uns. Ja, wir hätten sie am Ende bei ihrer unliebsamen Art überhaupt vergessen, wenn sie nicht gewußt hätten, sich mehr als genug bemerkbar zu machen. Wenn ich's mir recht überlege, so sind diese beiden für uns überhaupt die Träger ganzer Menschheitsbewegungen geworden, die sie mit aller ihrer Wichtigkeit und ihrer Erregung zu uns hineinleiteten.

Es kam dann eine Zeit, in der ich die Älteste und Verantwortliche im Hause war. Denn Margrit lag oben, Adelgunde war Frau Holtfreter in Berlin, die Plötzkinder in Stettin und die gute Wike übte ein Dienst-, aber kein Herrscheramt. Mir aber fielen bei jeder Gelegenheit, wenn die Eltern auswärts waren, wenn Mama Migräne hatte oder sonst unpäßlich war, die vier wilden, tobenden und entsetzlich schwer zu lenkenden Kleinen zu. Ich habe viel geknufft und gepufft, aber noch viel mehr die neue freiheitliche Erziehungskunst geübt. Denn schließlich war diese letztere bedeutend bequemer und weniger aufregend, und ob sie aufs letzte Ende hin

etwa doch weniger ersprießlich war, kümmerte mich nicht allzuviel, wie es auch heute noch manchen Neuverkünder in der Pädagogik wenig kümmern soll. Ich hatte es aber damals als fünfzehnjähriger Balg nicht gedacht, daß die Art, mit der ich mir, eine leise Gewissensstimme übertönend, es für den Augenblick möglichst bequem machte, später noch einmal als ganz neue, wunderbare Errungenschaft erlesener Geister gefeiert werden sollte. Gottlob, daß ich es nicht wußte, sonst hätte ich meine kleinen Geschwisterchen noch viel mehr ver — sagen wir frisch heraus — verludert.

Mit mir selbst wurde aber auch nicht viel Federlesens gemacht. Als einmal Adelgunde einen wohl etwas merkwürdigen Brief an Mama geschrieben hatte (an Vater hat sie sich jedenfalls hiermit nicht zu wenden gewagt), faßte Mama den Entschluß, mich für eine Zeitlang in das Haus Holtfreter nach Berlin zu schicken. So kam ich erstens in die Großstadt und zweitens in eine unglückliche Ehe zum Zugucken.

Zuerst war, was mich anzog und berauschte, die Großstadt, obwohl der Berliner von heute wenig Berauschendes an dem von damals entdecken wird. Schwager und Schwester wohnten in der Oranienstraße, eine Strecke hinter der Jerusalemer Kirche, einer Geschäftstraße, die nicht einmal zu den vornehmsten gehörte. An den Aufgang und die Einrichtung entsinne ich mich nur noch ganz dunkel, ein Zeichen dafür, wie meine Gedanken von anderen Dingen besessen waren. Ich weiß auch, daß ich wirtschaftlich nicht viel zu brauchen war, wie Adelgunde es wohl von mir erwartet hatte, ich war vormittags nicht vom Fenster wegzubringen, wo ich mich an den Wagen, den klingelnden Pferdebahnen und den hin und her strömenden Fußgängern nicht satt sehen

konnte. Abends ging Fritz dann mit uns aus, öfter auch an Orte, die allenfalls für eine verheiratete Frau, aber nicht für eine kaum Sechzehnjährige paßten. Es war da ein Lokal, genannt Schipanowski, in dem man Bier trank, ein ausgezeichnetes Gulasch aß, und einem Sänger oder einer Sängerin zuhörte, die rührselige und komische Lieder vortrug. Beides war für mich so entzückend und begeisternd, daß ich jeden Abend von neuem die Eheleute quälte, dorthin zu gehen, was den Schwager sehr erlustigte, aber von Gunde ziemlich kurz abgelehnt wurde, nachdem sie am Abend vorher noch dort bis zu Tränen gelacht hatte. Die Anzüglichkeiten, die dort verzapft wurden, habe ich in meiner Wöttelsdorfer Unschuld gar nicht gemerkt. Nachträglich haben sie dann auch Gunde Gewissensbisse gemacht.

Weswegen Mama mich eigentlich hergeschickt hatte, habe ich erst langsam begriffen, vorläufig dachte ich in aller Kindlichkeit, es sei mir zu meinem Vergnügen erdacht. Wie aber der erste Reiz verblaßte, war auch schon das dumme Heimweh wieder da; ich lag abends wach im Bett und zergrübelte mich, ob Margrit auch versorgt wurde, wobei ich mich ja, was das Körperliche betraf, auf Wike verlassen konnte, aber mit ihr zu reden verstand sie doch nicht. Ich machte mir Sorge um die Schularbeiten von Schlumps, die man ihm wahrlich nicht allein in seligem Vertrauen überlassen durfte, wenn Mama etwa Migräne hatte. Und sehnte mich nach dem Geruch der Apotheke, kurzum, ich schlief öfter in Tränen ein.

Hiedurch wurde ich dann ein klein wenig feinhöriger, obwohl wirklich nicht so viel dazu gehörte, die innere Verstimmung des jungen Haushalts zu spüren. Halb unbewußt war mir sogar in den seligen Schipanowski-Abenden hin und wieder der gereizte, scharfe Ton zwi-

schen den Eheleuten aufgefallen, den ich aber immer gleich wieder, als mich nicht angehend, vergessen hatte. Jetzt begann plötzlich das Erstaunen in mir zu erwachen, daß von all der Brautseligkeit, deren Zeugen wir oft gewesen waren, nichts mehr vorhanden war.

Sie nahmen sich auch immer weniger in acht. Bei Tisch zankten sie sich oft die ganze Mahlzeit über um irgend eine Nichtigkeit. Wenn Fritz aus dem Kontor, in dem er arbeitete, nicht auf die Minute, in der Adelgunde ihn erwartete, zurück war, empfing sie ihn gleich mit einem herben Wort, er antwortete grob, und der Streit war da.

„Aber Gunde!" sagte ich eines Tages. „Ihr zankt euch ja immerfort! Habt ihr euch denn nicht mehr lieb?"

Da brach sie in bitterliches Weinen aus. „Lotte, Lotte, ich weiß nicht, was das ist. Darum habe ich ja an Mama geschrieben. Eigentlich wollte ich ja wieder nach Hause! Alles Schöne, auf das ich durch die zehn Jahre gewartet habe, ist nicht gekommen! Alles ist anders als ich dachte. Nun habe ich meine ganze Jugend auf ihn verwartet, und nun ist er so mit mir! So obenhin, so gleichgültig, immer gleich so grob und eklig. Ach, und der ganze Haushalt ist solche Last. Das war doch zu Hause ganz anders. Da machten das die Mädchen, hier scheint keine was zu verstehen. Ich habe schon die vierte. Dumm sind sie, dreist und unzuverlässig. Noch alles Mögliche, wenn sie nicht obendrein stehlen. Zu Hause konnte ich doch schlafen, so lange ich wollte, hier mit dem Morgengrauen heraus, daß Fritz auch nur ja seinen Kaffee und sein Frühstück zum Mitnehmen bekommt, wie er es sich wünscht. Sonst ist gleich Geschrei da. Natürlich kein Gedanke daran, es dem Mädchen zu überlassen. Die Ausdrücke, die ich sonst hören müßte! Und dann

geht gleich das Nachdenken übers Mittagessen los, und das Gekoche, und nachher schmeckt es Fritz nicht, und so fort. Und dann noch Leiden und Beschwerden, von denen ich dir gar nichts sagen kann. Ach, Lotte, heirate bloß nicht. Man soll glücklich sein, wenn man ein Elternhaus hat, wo alles nach dem Schnürchen geht, da braucht man sich ja um nichts zu kümmern, hat keine Sorgen, wird nicht fortwährend bequängelt und angeschnauzt. Nein, nein, Lotte, hätte ich das gewußt, hätte ich das gewußt!"

Man kann sich denken, wie verblüfft und hilflos ich Backfisch vor diesem Ausbruch stand. War so etwas denn möglich? Unsere schöne Gunde, die nichts dachte und sprach, wie sie noch zu Hause war, als ihr künftiges Heim und Fritz und nochmal Fritz und immer wieder ihr Heim und Fritz. Jetzt hatte sie das Ziel zehnjähriger Sehnsucht erreicht, und nun war sie vernörgelt und vergrämt, zog förmlich Falten um ihren Mund, trug sich nachlässig an Haar und Kleidung und weinte mir in völliger Verzweiflung etwas vor.

Man kann sich auch denken, wie höllisch dumm ich mich dabei anstellte. Wenn Mama geglaubt hatte, ich würde Gunde irgendwie Hilfe sein oder ihr einen klugen Rat geben können, oder ich würde zwischen den beiden Streithähnen ausgleichend wirken, so war sie sehr im Irrtum. Ich wußte nichts anderes, als daß ich anfing, mitzuheulen und dazwischen jammerte: „Ach, Gunde, und ich dachte — und wir dachten alle —" und ihr nur erzählen konnte, was wir alle gedacht hatten, was sie schon von selber wußte, was ihr gar nichts helfen konnte und sie nur noch unglücklicher machte.

Jetzt weiß ich ja längst, wo damals der Stein lag, an dem diese Ehekutsche umzuwerfen drohte. Es war allerdings leichter und bequemer, sich aus der Ferne zu

lieben und treu zu sein mit Tränen und Schwüren und Briefeschreiben, und sich ein Puppenheim zusammenzuträumen, in dem man Mann und Frau spielte, als dann im Alltag, in mühsamer Pflichterfüllung seinen Posten auszufüllen und täglich neu das gegebene Wort einzulösen. Sie hatten beide aufeinander gewartet die ganze Jugendzeit entlang und sich wohl beiderseits Ideale aufgerichtet, an denen nur der andere Teil gemessen wurde und zu klein befunden. Jedes hatte sich von dem andern etwas Wunderschönes, ihn für die ganze Wartezeit Entschädigendes erträumt, aber an sich selbst keine Anforderungen gestellt. Nun kam der Katzenjammer auf beiden Seiten, denn Fritz war auch bitter enttäuscht, wenn es sich bei ihm auch anders äußerte und er, wie es in einer unglücklichen Ehe meistens ist, der einseitig beschuldigte und die Beschuldigungen bestätigende, sich aber nicht verteidigende Teil war.

Was ich damals noch in der Wohnung in der Oranienstraße angab, kann ich schwer sagen. Das Entzücken an Berlin war hin. Ich mochte auch nicht mehr aus dem Fenster gucken. Zu Schipanowski gingen wir nun doch nicht mehr. Gunde, deren Zunge nun einmal gelöst war, sprach, wie sie einst nur über ihre künftige Ehe gesprochen hatte, nur noch über ihr Unglück. Fritz hatte seine lärmende Bitterkeit verloren und war mürrisch und ausfallend. Ich war zu nichts gut in der verpfuschten Häuslichkeit und dachte nur immerzu: Wäre ich doch erst zu Hause! Wäre ich doch erst zu Hause!

Man kann mir vorwerfen, daß ich über das Eheleben meiner Geschwister recht häßlich geurteilt habe. Das ist es aber nicht. Die Sache hat mir doch einen tiefen Schreck versetzt. Ich habe gesehen, wie es die fürchterlichste Strafe für einen Menschen ist, eine ungeliebte Arbeit zu tun,

ein ungeliebtes Heim zu haben. Das vergällt das ganze Leben bis auf den Grund. Und wenn man sein Leben auch nur irgendwie in Händen hat, so soll man mit allen Kräften vermeiden, daß es soweit mit einem kommt. Fritz Holtfreter und Gunde hatten ihr Leben schon in Händen und haben sich dann an eine riesengroße Enttäuschung herangearbeitet. Da sind sie aber nicht die einzigen auf der Erde, die das so machen. Gunde sagte zu mir: „Lotte, Lotte, heirate bloß nicht!" Und es hat in meiner Jugend eine verhängnisvolle Stunde gegeben, da ist mir ausgerechnet dies Wort gerade eingefallen, und es fiel auf den großen Rausch wie Meltau nieder. Ich habe mit einem Mal an ein scheußliches Eheleben denken müssen, bei dem man sich vor jedem Handgriff graut, und alles ist einem zuviel, und der Mann ist eklig und schnauzt, und heraus kann man auch nicht wieder, und das ganze Leben ist einen Katzendreck wert; ich kann mich nicht feiner ausdrücken, es ist so.

Nun, es ist sicher nicht die rechte Liebe gewesen, die ich zu dem Jüngling hatte, denn in einer anderen, viel späteren Stunde ist mir Gundes fades Wort nicht eingefallen, nicht im Traum und nicht im Wachen, und es ist auch ohne das gegangen und gut geworden. Aber seinerzeit hat es doch seine Wirkung getan.

Ich bin dann also vollständig unverrichteter Sache aus dem Holtfreterschen Haushalt abgereist und habe mich dann von Mama ausfragen und verdientermaßen ziemlich geringschätzig behandeln lassen müssen. Es wurde dann immer nur noch schlechter zwischen Fritz und Gunde. Margrit hat das wie immer vorausgefühlt, und eines Abends sagte sie: „Macht Gundes Bett zurecht, Lotte." Ich, begriffsstutzig wie immer, sagte nur: „Wieso, Margrit? Da schläft ja jetzt Hannelore drin." Es ist keine

halbe Stunde später, da kommt der Omnibus und hält vor unserem Hause, da ist es, weiß Gott, Adelgunde. Aber wie! Den Hut schief, und ganz zottlig angezogen, und eine Haarsträhne hing ihr hinter dem Ohr.

Vater kam gerade durch den Flur, an den ist sie zuerst angerannt, der nahm sie dann auch mit in seine Stube. Unmenschlich verweint kam sie nachher zu uns herüber, und da dachte ich erst daran, was mir Margrit von ihrem Bett gesagt hatte. Ich lief dann fort, damit sie wenigstens sich zur Nacht wieder wie früher unter unserem väterlichen Dach ausstrecken konnte, daher hörte ich lange Teile von der Unterredung nicht. Aber das Wort Scheidung und immer wieder Scheidung war noch flott im Gange, als ich wiederkam. Fritz hat sich auch wohl ziemlich gräßlich benommen und den Treuschwur vor dem Altar gründlich aus den Augen gelassen.

Ich glaube, Vater hat dann eingegriffen, wenigstens ist aus der Scheidung nichts geworden; zwei Jahre darauf bekamen sie ein kleines Mädchen, meine Nichte Agneschen, die ein blaues Meerwunder von Klugheit wurde, aber lange nicht so schön wie ihre Mutter gewesen war in den zehn Jahren, als sie auf ihren Bräutigam wartete und darüber ihr Öl in der Lampe ausgehen ließ. Mehr Kinder bekamen sie nicht, aber ihre silberne Hochzeit haben sie längst gefeiert und sind beide in guten Umfang geraten; es gibt immer tadelloses Essen bei ihnen, und von ihren einstigen Scheidungsplänen wissen sie nichts mehr.

Merkwürdigerweise hat Margrit nie wieder einen Besuch von ihnen vorausgefühlt. Ich bin jetzt aber weit vorweg kutschiert und muß wieder ein gutes Stück zurück.

(Fortsetzung folgt)

Bei den Schwammfischern von Bahama

Von Viktor Ottmann / Mit 9 Bildern

Von der Halbinsel Florida, dem südlichen Ausläufer der Vereinigten Staaten, zieht sich, den Atlantischen Ozean vom Golf von Mexiko und vom Karibischen Meere trennend, bis zum Mündungsdelta des Orinoko die heiße, reiche und bunte Inselwelt Westindiens hin. Der sinnwidrige, nicht selten zu Verwechslungen Anlaß bietende Name Westindien geht auf den bekannten Irrtum von Christoph Kolumbus zurück, der im Glauben lebte und starb, daß er hier auf der Rundfahrt um die Erde das asiatische Indien von Osten aus erreicht hätte. Westindien setzt sich aus den Inselgruppen von sehr verschiedener Größe und Eigenart zusammen: den Großen Antillen: Kuba, Jamaika, Haiti und Portoriko, den Kleinen Antillen, von denen Trinidad, Barbados und Martinique die wichtigsten sind, und dem ausgedehnten Bahamaarchipel, der sich nördlich von den Großen Antillen von der Ostküste Floridas bis in die Nähe Haitis erstreckt.

Der Bahamaarchipel ist einer der merkwürdigsten Inselgruppen der Welt. Bemerkenswert ist die außerordentliche Zerrissenheit der Bahamas. Die Gruppe besteht aus neunundzwanzig größeren Inseln, von denen jedoch nur neunzehn spärlich bewohnt sind, und ein paar tausend unbewohnten Felseninselchen und Klippen. Für einsiedlerisch veranlagte Menschen, die ihr Leben fern vom Geräusch der modernen Welt still zurückgezogen verbringen möchten, gäbe es dort also noch reichlich Raum. Sie müßten allerdings einen gut bemessenen Teil Entsagungsfähigkeit mitbringen und ihre Bedürfnisse auf das geringste Maß beschränken, denn außer Fischen, Schildkröten und Muscheltieren gibt es auf den größtenteils kahlen, der Sonnenglut ausgesetzten, oft von ver-

heerenden Stürmen umtobten kleinen Eilanden sonst kaum etwas Genießbares.

Die Bahamas gehören zum englischen Kolonialbesitz. In der Schifferwelt sind sie wenig beliebt, denn die ganze See zwischen den Inseln und rings umher ist wegen der von zahllosen Korallenriffen durchsetzten Untiefen ein



Üppige Vegetation am Strand von Nassau (Bahama).

gefährliches Gewässer, ein wahrer „Friedhof der Schiffe". Sitzt ein verirrtes Fahrzeug auf einem der eisenharten, scharfgratigen Riffe erst einmal fest, so darf es kaum auf Rettung hoffen, Wind und Wellen zerschlagen es bald. Das Bergen gestrandeter Güter war deshalb früher, in der Blütezeit der kleineren Segler, auch eine Hauptbeschäftigung der Inselbewohner. Der Verkehr großer Dampfer beschränkt sich auf die wenigen tiefen Fahrrinnen, Kanäle oder Passagen genannt; abseits von diesen

ist es unermeßlich öde. Übrigens fällt der Meeresboden rings um die Bahamabänke ziemlich rasch zu ungeheurer Tiefe ab, stellenweise bis fünftausend Meter und darüber. Denkt man sich hier das Meer trocken gelegt und sich selber auf dem Meeresgrund stehend, so würden dann die Bahamabänke den Anblick riesenhafter Gebirgsplateaus von der Höhe des Montblanc und noch größerer Berge bieten. —

Es war an einem strahlend sonnigen Februarmorgen, als unser Schiff sich der Hauptinsel der Bahamagruppe, New-Providence, näherte. Wir kamen aus dem äußersten Süden der Kleinen Antillen, vom glühenden Trinidad, und fühlten mit wachsendem Behagen, wie hier, unter dem nördlicheren Breitengrade, die von der Hitze erschlafften Lebensgeister sich wieder zu regen begannen.

Am Tage vorher hatte unser Dampfer jene Insel der Bahamas passiert, die für Amerika und überhaupt für die ganze Entdeckungsgeschichte von großer historischer Bedeutung ist: die Watlingsinsel oder San Salvador, früher unter dem Namen Guanahani bekannt. Auf dieser Insel war es, wo Christoph Kolumbus nach bangem Schweben zwischen Vertrauen und Zweifelsqual am 12. Oktober 1492, von den harmlosen Eingeborenen wie ein überirdisches Wesen begrüßt, zum erstenmal amerikanischen Boden betrat, nachdem schon einige Tage vorher allerlei Anzeichen, wie treibendes Holz, auf die Nähe von Land hingedeutet hatten.

Nassau auf New-Providence, die seltsamerweise einen deutschen Namen führende Hauptstadt des Bahamaarchipels, bietet durchaus das übliche Aussehen der kleinen westindischen Städte: niedrige, weiße Häuser, breite, luftige Straßen, mit Korallenkalkstaub bedeckt und im grellen Sonnenlicht leuchtend, grünende und

blühende Gärten, ragende Königspalmen und auf Straßen und Plätzen in bunten oder weißen oder doch einmal weiß gewesenen Kleidern das lebhafte, immer schwatzende, immer lachende oder zankende Eingeborenenvolk, Neger und Mulatten. Von den Urbewohnern Westindiens, den braunen Arowaken und Kariben, ist auch



Ein Schwammfischerkutter, zum Auslaufen bereit.

auf den Bahamas nichts übrig geblieben, sie wurden schon zu Zeiten des Kolumbus und seiner Nachfolger von den spanischen Abenteurern auf die unmenschlichste Weise fast vertilgt. An ihre Stelle traten dann die aus Afrika hierher verschleppten Negersklaven, und die Nachkommen dieser Schwarzen sind es, die heute auf den meisten westindischen Inseln die breite Volksmasse bilden. Es sind im allgemeinen große Kinder mit starkem Hang zum Müßiggang und zur Spielerei; wo sie jedoch, wie in Nassau, von wohlwollenden, aber zugleich auch ener-

gischen Weißen geleitet werden, entwickeln sie bei ihren guten körperlichen und geistigen Gaben achtbare Eigenschaften. Die Sklaverei ist auf den englischen Inseln Westindiens schon 1833 aufgehoben worden, während sie auf dem damals spanischen Kuba in gemäßigter Form noch fünf Jahre länger bestand.

Das vornehmste Viertel Nassaus liegt am Strande. Hier befinden sich, von prächtigen Parkanlagen umgeben, einige komfortabel eingerichtete Hotels. Nassau wird im Winter gern von reichen Amerikanern und Engländern besucht, die auf den Bahamas unter einem fast immer klaren, sonnigen Himmel bei angenehmer Temperatur so etwas wie ein Paradies auf Erden genießen. Daß ihnen das Paradies entsprechend hoch in Rechnung gestellt wird, beschwert diese Glücklichen nicht. Nicht weit vom Strand sieht man das auffälligste Wahrzeichen Nassaus, einen Baummethusalem, einen uralten, kolossalen, für die westindische Flora so charakteristischen Wollbaum (Eriodendron Caribaeum). Der Wollbaum verdankt seinen Namen der baumwollähnlichen Beschaffenheit der Blütenkapseln, das unter der Bezeichnung Kapok in den Handel kommt und wegen seiner Leichtigkeit und Schwimmfähigkeit hauptsächlich zum Ausstopfen von Rettungsgürteln und dergleichen dient. Das Auffälligste am karibischen Wollbaum sind die wulstigen Faltenbildungen seines Stammes; diese Falten bilden oft förmliche Wände, und die Zwischenräume werden dann von den Landbewohnern gern überdeckt und als Kleinviehställe benützt. Den alten Wollbaummethusalem von Nassau mit seinem ungeheuerlichen Stamm schätzt man auf ein Alter von sechshundert Jahren. Er grünte und blühte also wohl schon, als noch die braunen Ureinwohner die Insel bevölkerten und nichts von dem

Schicksal ahnten, das ihnen nach der Entdeckung durch Kolumbus und seiner Nachfolger bereitet werden sollte.

Wie die Bahamainseln ein Erzeugnis des Meeres sind und ihren Aufbau wesentlich den Korallentieren verdanken, so leben ihre vierundfünfzigtausend Bewohner



Auf der Reede von Nassau (Bahama). Ein einlaufender Dampfer wird von Negern begrüßt, die mit den Passagieren Geschäfte machen wollen.

auch fast ausschließlich von Produkten des Meeres, in Nassau hauptsächlich von der Schwammfischerei. Der größte Teil der männlichen Bevölkerung Nassaus ist auf Hunderten von Segel- und Ruderbooten als Schwammfischer tätig, und in den Faktoreien am Strande finden zahlreiche Frauen beim Bearbeiten der gewonnenen Schwämme ihr Brot.

Am Morgen fahren die Schwammfischerboote zum Fang hinaus. Ein schweres Handwerk ist es gerade nicht,

das die Fischer betreiben, eher ein Sport, so recht geeignet für die „coloured gentlemen“, die farbigen Herrschaften, die keine Überanstrengung lieben und dabei ruhig ihrer Schwatz- und Lachlust frönen können. Denn anders als im Mittelmeer, in den tunesischen und griechischen Gewässern, vollzieht sich hier die Schwammgewinnung. Während dort die Schwämme in beträchtlicher Tiefe auf



Eine der sonnendurchglühten, menschenleeren Straßen von Nassau (Bahama).

dem Meeresboden sitzen und mühselig, teils durch Taucher, teils mit Schleppnetzen, gefischt oder, besser gesagt, geerntet werden, wachsen die Bahamaschwämme in den seichten Lagunen, die sich zwischen Strand und Korallenriffen erstrecken, in so geringer Tiefe, daß man sie in dem ungemein klaren Wasser mit bloßem Auge sehen kann. Man gewinnt sie deshalb hier leichter und einfacher als im Mittelmeer. Die dunkelhäutigen Burschen im Fahrzeug sind mit langen Gabeln bewaffnet, und damit wer-

den die Schwämme vom Boot aus harpuniert und heraufgeschafft. Ist die Wassertiefe aber doch zu groß für die Gabeln, so wird mit einer Art Greifbagger gearbeitet, den man bei langsamer Fahrt des Bootes auf dem La-



Hofteil einer Schwammfaktorei.

gunengrund nachschleppen läßt, und der nun die Schwämme abreißt und einsammelt.

Während dieser Arbeit kann man durch das kristallklare Wasser hindurch das reiche Tier- und Pflanzenleben der Lagune beobachten. Welch ein bezauberndes Schauspiel! Was gibt es da alles zu sehen! Submarine Wundergärten von seltsamster Abenteuerlichkeit sind die Lagunen. Da gibt es phantastisch verästelte Tange und Algen, bunt schillernde, opalisierende Medusen und Quallen, das unermüdliche Spiel der Seegräser, deren zarte, schmale

Blätter eine Länge von vielen Metern erreichen, weiter dann unten am Boden, den man fast mit der Hand berühren zu können glaubt, Schwämme, bunte Korallen, Seesterne, groteske Pflanzentiere und Muscheln, und zwischendurch das Tummeln und Jagen der Fische, oft von berückender Farbenpracht, mit ganz zerschlissenen, wedelartigen Flossen. Man sieht sich kaum satt an dieser schweigenden Märchenwelt dort in der Flut mit ihrer erstaunlichen Fülle von seltsamen Lebewesen.

Haben die Neger in mehrstündiger Tätigkeit gute Beute gemacht, so naht die Mittagszeit, und da sie überzeugt sind, daß man nichts übertreiben soll, vor allem nicht die Arbeit, hören sie auf zu sammeln. Während das Boot gemächlich dem Lande zustrebt, um den Fang in der Faktorei abzuliefern, betrachten wir die in einem Verschlag angehäuften Schwämme. Es ist eine triefende, weiche, flimmernde braune Masse, die in der Hitze einen nicht gerade lieblichen Fäulnisgeruch verbreitet. Wir haben nun auch Zeit, darüber nachzudenken, was ein Schwamm ist, denn von den zahllosen Menschen, die beim Waschen oder Baden einen Schwamm benützen, haben sicher viele keine klare Vorstellung davon; sie halten es wohl, falls sie überhaupt darüber nachdenken, für ein maritimes Pflanzengebilde, eine Art Alge oder dergleichen. Die Wissenschaft war früher auch geneigt, den Schwamm, das heißt, den Badeschwamm, nicht etwa die Pilze, die im Süden Deutschlands und in Österreich vielfach „Schwämme" genannt werden, zu den Pflanzen zu zählen, bis man sich nach genaueren Untersuchungen für seine Zuteilung zum Tierreich entschied, allerdings zu den niedersten Vertretern der Tierwelt. Der Schwamm ist, in der Form, in der wir ihn gebrauchen, das Hornfädengerüst eines pflanzenähnlichen Tieres, genauer gesagt,

einer Kolonie winziger Lebewesen, die in engster Gemeinschaft miteinander hausen.

Um den Rohschwamm gebrauchsfähig zu machen, muß die „Sarkode", das Lebendige des Schwammes, das ihn als schleimige, flimmernde Masse erfüllt und umgibt, durch Trocknen, Auswaschen und Kneten entfernt wer-



Im Hofe einer Schwammfaktorei werden Schwämme sortiert.

den. Das geschieht in der Faktorei in recht einfacher Weise. Die aus dem Boot entladenen Schwämme werden zunächst im Hofe der Faktorei in der Sonne zum Trocknen ausgebreitet, wobei die tierischen Organismen absterben. Darauf reinigt man die Schwämme in heißer Sodalösung und löst die in den kleinen Kanälen und winzigen Röhrchen des Schwammskeletts noch verbliebenen Kalkrückstände mit verdünnter Salzsäure auf. Muntere Nege-

rinnen nehmen die Schwämme dann vor, schneiden die untauglichen Stellen ab und sortieren die Ware nach Größe und Feinheit. Damit ist die ganze Arbeit getan, und die Schwämme wandern nun, zu Ballen verpackt,



Arbeiter im Hofe einer Schwammfaktorei im Bahamaarchipel. Negerinnen beschneiden die Schwämme.

auf dem Seewege in die Welt, ihrer Bestimmung entgegen. — Die braunen Bahamaschwämme sind von außerordentlicher Größe; was Feinporigkeit und Weichheit betrifft, können sie sich nicht mit den hellgelben, aus dem Mittelmeer stammenden Schwämmen vergleichen und sind deshalb als Gesichtschwämme kaum verwendbar, kommen aber doch auch als Badeschwämme und zu industriellen Zwecken in großen Massen auf den Markt.

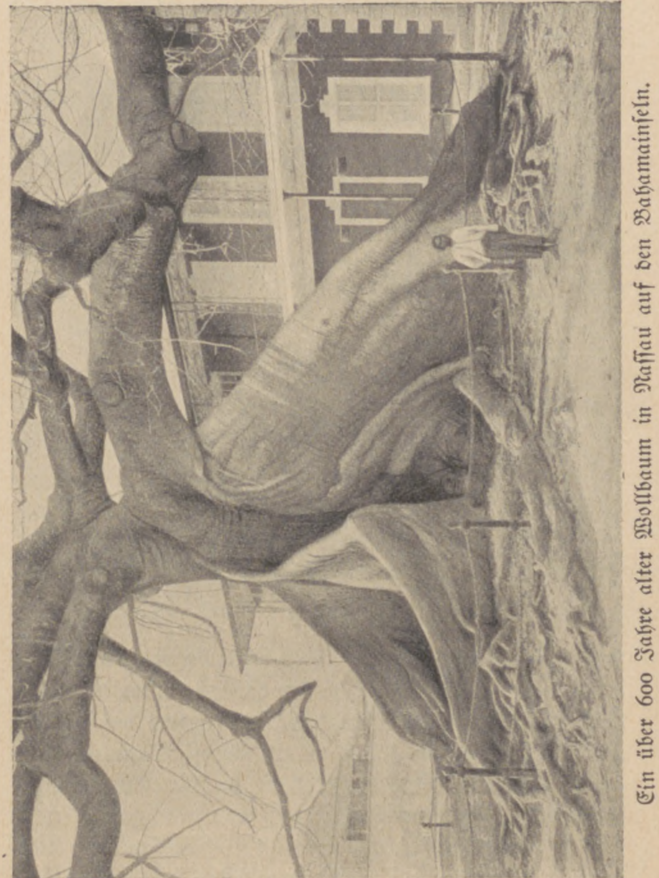
Ein zweiter wichtiger Ausfuhrartikel Nassaus ist die Suppenschildkröte. In Deutschland kennt man diese Delikatesse wenig, denn die Schildkrötenkonserven, die bei uns in den Handel kommen, und von denen man eine dünne, ziemlich fad schmeckende Suppe bereitet, geben keine Vorstellung von einer richtigen dicken Schildkrötensuppe aus



Ein Haufen ausgesuchter Riesenschwämme.

frischem Fleisch oder einem Schildkrötenragout. Unter allen eßbaren Schildkröten der heißen Zonen wird die Riesenschildkröte der Bahamainseln wegen der Zartheit ihres Fleisches von Kennern am höchsten geschätzt. In ausgewachsenem Zustand sind es kolossale Tiere, denn ihr Rückenpanzer erreicht eine Länge von zwei Metern und darüber, und ein Gewicht von fünfhundert Kilogramm oder mehr ist nicht selten. Die Riesenschildkröte hält sich hauptsächlich im Meer, vorzugsweise in der Nähe der Küste und in Flußmündungen auf, unternimmt aber

als ausgezeichnete Schwimmerin auch weite Wanderungen über See. Das behende und scheue Tier im Wasser



Ein über 600 Jahre alter Wollbaum in Nassau auf den Bahamainseln.

zu fangen, ist kaum möglich, deshalb erfolgt die Jagd am Lande zu der Zeit, wo die Weibchen den Strand auf=

suchen, um ihre Eier abzulegen, was alle zwei bis drei Wochen geschieht. Auch dabei sind sie äußerst vorsichtig, und wenn ihnen am Land irgend etwas verdächtig erscheint, bleiben sie der gefährlichen Gegend fern.

Es gehört also viel Geduld dazu, um das Panzertier zu überlisten. Oft liegen die Eingeborenen, hinter Bäumen und Steinen versteckt, tagelang still auf der Lauer, bis ihre Ausdauer endlich belohnt wird, eine Schildkröte schwerfällig am Strande hinaufkriecht, sich dort ein Loch aushöhlt und ihre Eier hineinlegt, hundert Stück und mehr von Walnußgröße. In diesem Augenblick springen die Eingeborenen hervor, um dem Tiere, das rasch flüchtet, den Weg abzuschneiden. So flink die Schildkröte im Wasser ist, so unbehilflich bewegt sie sich auf dem Land. Bevor der plumpe Koloß das rettende nasse Element erreicht, ist es meist schon überrumpelt und muß es sich nun gefallen lassen, daß man ihn mit kräftigen Stangen auf den Rücken wälzt und in hilfloser Lage so lange zappeln läßt, bis ein Fuhrwerk zur Stelle ist, mit dem dann die Jagdbeute fortgeschafft wird.

Die Suppenschildkröten werden auf dem Seewege meist lebend versandt und erst an Ort und Stelle ihrer Bestimmung geschlachtet. Die Hauptmärkte für diese Delikatesse sind Neuyork und London. Da übrigens die Jagd auf die freilebenden Riesenschildkröten bei der zunehmenden Scheu dieser so stark verfolgten Tiere immer weniger ertragreich wird, züchtet man sie in Massen in den großen Wasserbecken der Lagunen auch künstlich. Aber die Kenner behaupten, daß das Fleisch dieser gezüchteten Panzertiere nicht so wohlschmeckend wäre, wie das der freilebenden Schildkröten.

Alte Bergklöster im nördlichen Griechenland

Von Hermann Rall / Mit 8 Bildern

Einzigartig und unvergleichlich, wie das Phänomen der griechischen Kultur in der Geschichte der Menschheit, so ist auch das Gebiet, in dem sie entstand, einzigartig auf der Erdoberfläche." Mit diesen Worten weist einer der besten Kenner Griechenlands, Professor Alfred Philippson, auf den bestimmenden Einfluß hin, der die Natur des Erdraumes auf seine Bewohner und die Geschichte des Landes ausgeübt hat. „Land und See der Griechen — diese Zusammenfassung drückt die wichtigste und bekannteste Eigenart des griechischen Erdraumes aus: Die innigste Durchsetzung von Land und Meer, wie sie in dieser Ausbildung auf der ganzen Erde kaum wieder erscheint."

Es gibt wohl keinen beherrschenden Gipfel des Landes, von dem man nicht irgendwo das blaue, glitzernde Meer aufleuchten sieht. Und das dinarische Faltengebirge, das die ganze Westfront der Balkanhalbinsel einnimmt und von Albanien aus sich über das westliche Griechenland erstreckt, ist so stark gegliedert, daß dadurch ein einzigartiger Wechsel von Höhen und Tiefen entsteht. Das Aufeinanderstoßen der verschieden gerichteten Gebirgsketten bewirkt in Verbindung mit zahlreichen größeren oder kleineren, beckenförmigen oder langgestreckten Einsenkungen, die teils fruchtbare Schwemmlandebenen — Kulturzentren innerhalb der vorwiegend unfruchtbaren, wasserarmen Kalkgebirge —, teils verzweigte Golfe und Meeresarme enthalten, eine Mannigfaltigkeit der Oberflächengestaltung, wie sie nur an wenigen anderen Stellen der Erde ähnlich zu finden ist. Diese reiche Gliederung wagrechter und senkrechter Richtung hat von jeher zur Zersplitterung der griechischen Bevölkerung in poli-

tischer, ethnographischer und wirtschaftlicher Hinsicht beigetragen, da dadurch das Land in eine Unzahl kleiner



Meteorafelsen, von Norden gesehen.

Aus: Hanns Holdt und Hugo v. Hofmannsthal: Griechenland. Verlag von E. Wasmuth, Berlin 1922.

Gaue aufgelöst ist. „Das gemeinsame Band ist das Meer, das mit seinen tiefeindringenden Buchten auch den inneren Verkehr im Lande vermittelt.“

Noch in den letzten Abschnitten der Tertiärzeit waren Griechenland und Kleinasien ein zusammenhängendes Gebirgsland. Aber dann bildeten sich Spalten, die das Gebiet in einzelne Gebirgsklötze zerlegten. Und diese Klötze haben sich auch später noch verschoben; häufige Erdbeben und die gelegentlichen vulkanischen Ausbrüche beweisen, daß diese Bewegungen noch nicht zum Stillstand gekommen sind. Diese Einbrüche waren es jedoch nicht allein, durch die jene starke Küstengliederung hervorgerufen wurde. Als letzte Phase der Entwicklung trat eine Senkung des ganzen Gebietes ein. Das Meer überflutete nun weithin das Land, und die stehengebliebenen und am höchsten aus den Wassern ragenden Schollen wurden zu Inseln, wie die Jonischen Inseln oder die Kykladen, Kreta und andere. Diese Zertrümmerung erstreckte sich tief landeinwärts und schuf Golfe oder von Gebirgen umwallte Landbecken, wie im Norden das von Thessalien, „dem Vorhof von Griechenland", zwischen Pindos und Olymp und Ossa und Pelion.

Dort haben sich in den mächtigen tertiären Konglomeratmassen durch die Überflutung, die sogenannte Wassererosion, und Verwitterung im Lauf der Jahrtausende schroffe, klotz- und pfeilerähnliche Felsengebilde erhalten, die wie riesige Steintürme aus der Schwemmlandschaft der fruchtbaren Ebene aufragen. Deutlich sind die Schliffschichten der ehemaligen Brandung sichtbar und die Zerklüftung durch die späteren Wildbäche zu allen Seiten. Die merkwürdigste Gruppe ist die bei dem Städtchen Kalabaka gelegene „Meteora", zu deutsch „die in der Luft schwebenden". Auf diesen fast unzugänglichen, übereinandergeschichteten, meist kahlen Steinmassen liegen in Höhe von siebenhundertfünfzig Metern uralte Klöster. Höhlenwohnungen waren

es in ältester Zeit, die später mit geräumigen Vorbauten und Kirchen zu Klosteranlagen erweitert wurden.

Wenn man, von der Hafenstadt Volo kommend, die grüne, wasserreiche Ebene durchfährt, die sich zwischen den Bergketten erstreckt, auf der große Schafherden weiden, wie in alter Zeit die berühmten thessalischen



Dorf Kastraki mit Meteorafelsen.
Aus: Hanns Holdt und Hugo v. Hofmannsthal: Griechenland. Verlag von E. Wasmuth, Berlin 1922.

Pferde, so sieht man schon von weitem Felswände, die sich meist in scharfen Konturen vom Himmel abheben. An dem Städtchen Pharsala, dem durch den Entscheidungskampf zwischen Cäsar und Pompejus berühmten Pharsalos der antiken Zeit, und dem an Kirchen und Moscheen reichen Trikkala und vielen kleinen Ortschaften führt die Bahn vorüber bis Kalabaka, und von dort gelangt man auf dem Rücken geduldiger Maultiere bis unmittelbar an den Fuß der Felsburgen.

Wie konnte man auf den Gedanken kommen, oben auf die scheinbar ganz unzugänglichen Felsschroffen menschliche Behausungen zu verlegen? — Wo ist ein Pfad zu entdecken, der an den nackten Steilwänden hinaufführt? — Bei schärferem Zusehen entdeckt man, daß da und dort aus den Höhlen der Sandsteinwände morsche Hängeleitern und Stricke heraushängen, viele davon scheinen lange nicht mehr benützt worden zu sein. Die Einsiedler, die in diesen Schlupfwinkeln, von aller Welt abgeschieden, ihr Dasein verbrachten, sind offenbar längst zur ewigen Ruhe eingegangen.

Aber auch zu den in unserer Zeit von Mönchen noch bewohnten Klöstern Trias, Valermi und Meteoron führt kein gewöhnlicher Steig empor. Wer hinauf will — und es kommen doch im Laufe des Jahres viele Besucher —, der muß sich in dem Netz, das, oben zusammengeschnürt, mit einem Haken an ein Seil befestigt ist, von den Mönchen mit einer Winde hinaufziehen lassen. Gleich einem Fisch in grobmaschigem Netz emporgezogen zu werden, ist zwar nicht bequem, aber gefahrlos. Dagegen kann der andere Zugang auf schmalen, im Wind hin und her schaukelnden Strickleitern, die an den Felswänden herabhängen, nur von ganz schwindelfreien Leuten gewagt werden.

Einst gab es fünfundzwanzig Meteoraklöster, heute sind nur noch sieben davon bewohnt, und die Zahl der Mönche, die jetzt noch in diesen abgelegenen Gebieten leben, ist gegen früher gering.

Da steht man vor einer Erscheinung, die den aus dem geschäftigen, rastlos bewegten Leben der Städte, zumal der europäischen Großstädte Kommenden unbegreiflich dünkt. Es ist auch durchaus nicht, wie manche meinen, nur träge Verdrossenheit oder Überdruß an dem als schal

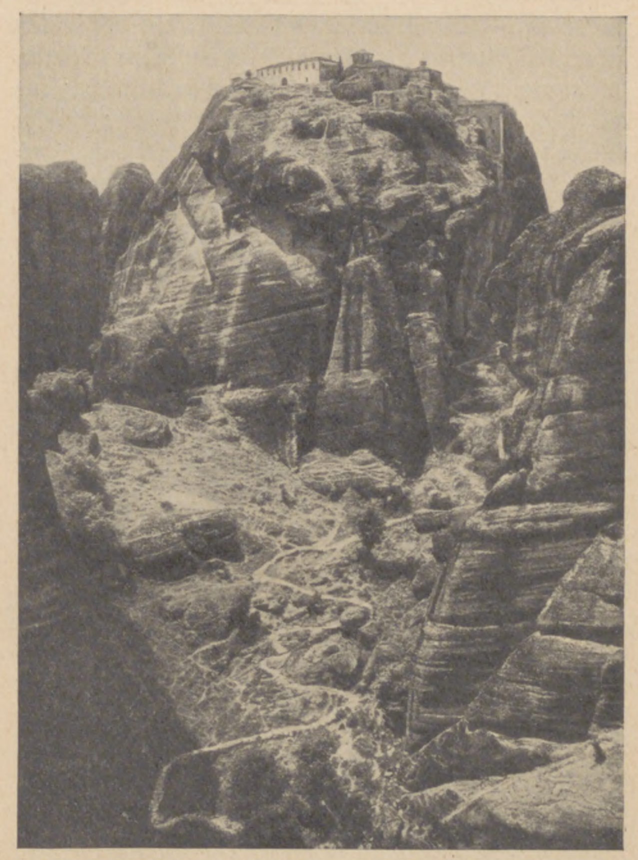
empfundenen Leben, weshalb diese Leute die Einsamkeit aufsuchten. Wer von der Mauer des hochgelegenen



Felsenklöster von Meteora, von griechischen Asketen im vierzehnten Jahrhundert erbaut.

Klosters Meteoron über die weite thessalische Ebene und ihren farbigen Reichtum fruchtbaren Landes schaute und hinüberblickte zu den schneebedeckten Gipfeln des

Ossa und des Olymp oder zu den blauen, wallenden Wasserflächen der fernen Golfe, die da und dort auftauchen, über sich den blauen Himmel und den sonnigen Glanz der Landschaft um sich her, der ahnt doch wohl, daß es seit je Menschen gegeben hat, die von der Sehnsucht ergriffen wurden, auf den Höhen dem von Leid und Neid, von Haß und Schuld ruhelos umgetriebenen Sein entrückt und Gott näher zu sein. Und dazu kommt im besonderen die Veranlagung des Orientalen, den die stetige Unrast des Westeuropäers abstößt wie eine krankhafte Gereiztheit. Schon in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten suchten Einsiedler in einsamen Oasen der Wüste oder in schwer zugänglichen Gebirgsklüften der Unruhe der Welt und der eigenen Friedlosigkeit zu entfliehen. In der völligen Versenkung in Gedanken über Gott und gotterfülltes Wesen suchten sie Ruhe und Frieden zu finden für ihre Seele. Aus solchen Einsiedeleien entstanden die ältesten Klöster Griechenlands. Vielfach — wie es beispielsweise bei dem berühmten Kloster auf dem Athos sicher erwiesen ist — wurden diese Eremitenbehausungen christlicher Asketen an Stellen erbaut, wo schon zur heidnischen Zeit Heiligtümer bestanden, bewohnt von Hütern, die von den Spenden vorüberziehender Pilger lebten. Von der fast zweitausend Meter hohen Bergspitze des Athos, die heute ein Kirchlein trägt, blickte einst ein riesiges Steinbild des thrazischen Zeus über das Ägäische Meer. Zuweilen war es ein klar aus dem Felsen sprudelnder Quell, der Einsiedler lockte, in nahegelegener Höhle seine Zufluchtstätte aufzuschlagen. So wird die Entstehung des Klosters Megaspelaion auf die Entdeckung eines solchen Bergquells in kaum zugänglicher Felsenhöhle durch eine Geißhirtin zurückgeführt. Nach einer



Das Kloster Meteora, das im Jahre 1388 gegründet wurde.
Aus: Hanns Holdt und Hugo v. Hofmannsthal: Griechenland. Verlag von E. Wasmuth, Berlin 1922.

sagenhaften Überlieferung soll ein Mädchen neben dem Quell Bilder gefunden haben, die, wie in der Nähe entdeckte Pergamente bekundeten, vom Evangelisten Lukas

stammten. — Die Klöster der Meteora sind erst später, sicher aber schon im vierzehnten Jahrhundert aus Niederlassungen einzelner Einsiedler entstanden, als Basilius auf Reformen des Einsiedlerwesens und seine geistige und religiöse Zusammenfassung in geordneten und gutgeleiteten Bruderschaften drängte. Um vor plündernden Arabern und Sarazenen oder räuberischen Horden, die über die Pässe vom Norden kamen, oder vor den plötzlich an den Küsten Griechenlands auftauchenden Fahrzeugen der Seeräuber gesichert zu sein, wählten die Mönche diese unzugänglichen Felsenhöhlen zu ihrem Wohnsitz. Als das älteste gilt das Kloster des heiligen Stephanos. Die Plattform, auf der es steht, ist im Vergleich zu den anderen Meteoraklöstern noch leicht zugänglich. Der Felskegel ragt zwar auch steil und schroffwandig empor, aber er ist auf einer Seite nur durch eine enge, leicht zu überbrückende Kluft von dem Hügel getrennt, an dessen Fuß Kalabaka liegt. So viele Jahrhunderte seit den Tagen der Gründung der Klöster vergangen sind, und obschon sich in der Neuzeit auch in diesen vom Weltlichen ganz abgeschiedenen Organisationen manches änderte, der Besucher meint doch, eine der Gegenwart völlig entrückte Welt zu betreten, wenn ihn an der Pforte einer der Brüder empfängt und durch den gewölbten Eingang in den Klosterhof und dann in eines der kahlen Gemächer führt, deren getünchte Wände vom Staub und dem Rauch der Kohlenbecken geschwärzt sind. Roh gezimmerte Stühle und harte, polsterlose Bänke neben den einfachen Tischen sind die einzigen, einfachen Sitzgelegenheiten. Kein Heiligenbild schmückt die Wand, denn die Vorschriften der griechisch-katholischen Kirche sind streng und verbieten plastische Darstellungen. Nur das Notwendigste enthalten auch die

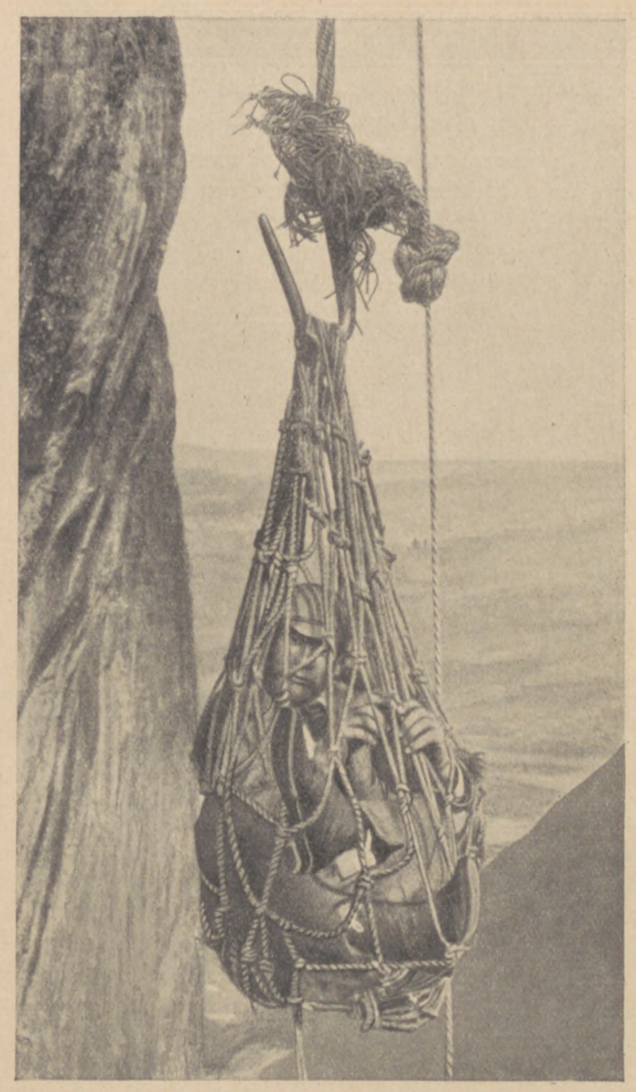
schmalen Gelasse, die dem Fremden zum Aufenthalt geboten werden. In der eisernen Bettstelle liegt eine



Das Stephanosfelsenkloster von Meteora.

Matratze, die mit groben, aber frisch gewaschenen Laken und mehreren dicken Steppdecken versehen ist. Außer

einem irdenen Wasserkrug und einem blechernen Leuchter findet sich nichts zwischen den kahlen vier Wänden. Und doch fühlt sich der Gast darin geborgen. Die Ruhe der meist schweigsamen, aber immer freundlichen Mönche teilt sich auch dem Fremden mit. Aus manchem Greisengesicht blickt einem dort eine wohltuende Abgeklärtheit entgegen, die deutlich bekundet, daß das Ziel der Sehnsucht der Seele erreicht ist; die Stille des Abendfriedens. Nicht alle sind so weit gelangt, und an manchen Jüngeren sieht man stumpfe Gesichter und grobe, wenig geistiges Leben verratende Züge. Im Vergleich zur Geistigkeit der mittelalterlichen Zeiten ist es damit in den Meteoraklöstern schwach bestellt. Daß dagegen früher in diesen Felsenklöstern Wissenschaft und Kunst nach klösterlicher Art hohe Pflege erfahren haben, erweisen die literarischen Schätze der alten Schriftensammlungen der Büchereien. Als im Jahre 1882 die griechische Regierung den Versuch machte, den reichen Handschriftenbestand dieser Klöster nach Athen zu überführen, um sie dadurch der Wissenschaft zugänglich zu machen, widersetzten sich die Mönche der Anordnung, und die umwohnende Bevölkerung unterstützte sie darin. So konnte nur ein Teil der alten Schätze nach der Hauptstadt gebracht werden. Man vermutete, daß zahlreiche Handschriften vor den Augen gelehrter auswärtiger Forscher absichtlich versteckt gehalten wurden. Diese Annahme bestätigte sich, als im Jahre 1908 und 1909 im Auftrag der Byzantologischen Gesellschaft in Athen und mit Unterstützung der griechischen Regierung sowie eines für solche Zwecke bestimmten Fonds in München ein gewisser Nikos A. Bees die Erforschung der klösterlichen Literaturschätze und ihre sachkundige Aufnahme in ein zuverlässiges Verzeichnis durchsetzte. Es gelang ihm nach vielen Be-



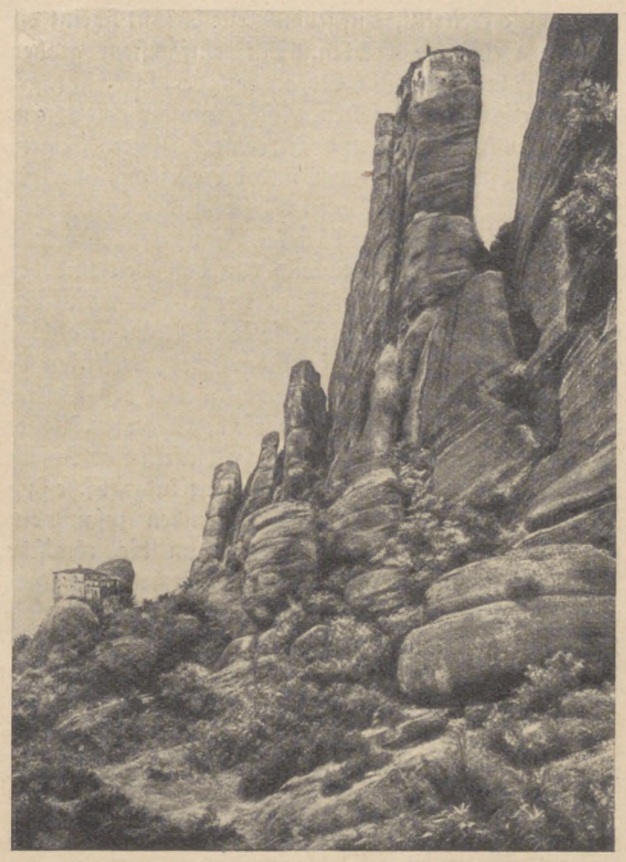
Aufzug für Besucher eines Bergklosters.

schwerden und Bemühungen, aus entlegenen, kaum auffindbaren Verstecken elfhundertvierundzwanzig von keinem Forscher zuvor gesehene oder benutzte Handschriften ans Licht zu ziehen. Manche von ihnen sind unschätzbar wertvoll und alle sind für die verschiedenen Zweige der Wissenschaft, die Sprachenkunde, die Geschichtswissenschaft, Philosophie und die Kunde der heiligen Schriften



Hagion Nikoláos Kophinás.

von größter Bedeutung. Die älteste der aufgefundenen Handschriften ist eine Sammlung mit Homilien des heiligen Chrysostomos im Evangelium des Matthäus, von der Hand eines Mönches Eustathios geschrieben. Die meisten stammen allerdings erst aus dem fünfzehnten und sechzehnten, manche noch aus den beiden danach folgenden Jahrhunderten. Schriften theologischen Inhalts sind am häufigsten, aber auch Homer und Hesiod, die berühmtesten Griechen, Sophokles, Demosthenes, Aristoteles und andere waren vorhanden.



Verlassene Meteoraklöster auf Felsen.
Aus: Hanns Holdt und Hugo v. Hofmannsthal: Griechenland. Verlag von E. Wasmuth, Berlin 1922.

Über andere Schätze verfügen die Meteorabrüder nicht. Auch in ihren Kapellen findet sich wenig Schmuck, nichts vom Prunk goldstrotzender Kirchen, wie auf dem

Athos. Die freiwillig aufgenommene Armut scheint die Mönche wenig zu drücken. Mit einfachstem groben Linnen ist der Tisch, auch der, an dem der Prior sitzt, gedeckt. Fleisch gibt es selten, Fische nur an Feiertagen. Brot, Gemüse, frische und getrocknete Oliven, Feigen, Käse und billiger Landwein sind die einfache, aber gesunde Kost der enthaltsamen Klosterbrüder.

Gering wie die geistige Tätigkeit ist auch die körperliche Arbeit der Brüder. Abgewandt von der Welt und der Volksgemeinschaft, unbekümmert um die politischen Geschicke des Landes oder die sozialen Nöte, ist all ihr Sinnen und Trachten auf beschauliches Versenken in Gott gerichtet. Auch darin kommt ein Teil des Wesens dieses Landes zum Ausdruck. So wie das Meer seit ältester Vorzeit das Land in viele Teile, Halbinseln und Inseln trennte, so brachte es der griechische partikularistische Zug in seiner Vereinzelung nie zu dauernden zusammenfassenden Staatsgebilden. Später kam die römische Macht mit ihren organisierenden Staatstalenten auch nach dem Osten, und die byzantinische Herrschaft verbreitete den Glanz oströmischen Kaisertums, brachte aber auch die Lehre des Meisters von Nazaret, die eine Heilsbotschaft war, nicht nur für einzelne, von der Welt flüchtende, sondern eine, die „allem Volk widerfahren soll". Dies Wesen echten Christentums als dienender Nächsten- und Bruderliebe blieb der griechischen individualistischen Auffassung fremder als der römischen. Immer geringer ist die Zahl der Mönche geworden, die in der Abgeschiedenheit der Felsenklöster der Meteora ihr Heil suchen. Dringender ist die Aufgabe der Volksgemeinschaft geworden, dringender die Pflicht sozialen Zusammenschlusses.

Der Staub als Verräter

Von Hermann Radestock

Der Kampf zwischen Polizei und Verbrechern ist ein fortgesetzter Kleinkrieg, in dem sich gegenseitig Angriff und Abwehr steigern. Seit der allgemeinen Einführung des Fingerabdruckverfahrens zur Fahndung und Feststellung von Verbrechern „arbeitet" der Dieb und Einbrecher in Handschuhen, an den Füßen tragen sie Filzschuhe; kurz, sie bemühen sich, keinerlei Spuren am Ort der Tat zu hinterlassen, die ihnen gefährlich werden könnten. Und die Kriminalpolizei? — Sie hat begonnen, mit der Untersuchung von — Staub zu arbeiten, das heißt mit dem „Umgebungstaub" zu entlarvender Personen. Bei jeder Arbeit, ja gewissermaßen schon bei jeder Bewegung wird Staub aufgewirbelt, der sich teilweise auf Menschen niedersenkt. Und zwar physikalisch und chemisch sehr verschiedener Staub. Der meiste und gröbste Staub, mit dem unser Körper und unsere Kleider in Innenräumen bedeckt werden, stammt aus unserer jeweiligen nächsten Umgebung. Jeder trägt also mit Staubspuren sozusagen Teile der physikalisch-chemischen Staubzusammensetzungen seiner Umgebungen mit sich herum. Und diese Staubmassen können unter Umständen zum Verräter werden. Wie die Erfahrung lehrt, besteht in Beziehung auf Reinlichkeit unter Verbrechern geringe Sorgfalt. Staub, der sich in Haar und Bart festgesetzt hat, wird oft Wochen hindurch nicht entfernt; noch seltener der Schmutz unter den Fingernägeln, am seltensten aber der Staub an und in den Kleidern, Taschen, Säumen, Nähten, ebenso der Staub an täglich gebrauchten Dingen, wie Portemonnaies, Notizbüchern und Brieftaschen. So gelang es schon früher ohne besonders große Mühe, Verbrecher durch Holzfäserchen und Leimstäubchen,

die man an Kleidungsstücken gefunden hatte, unter Schreinern zu suchen und — zu finden! Einem andern Bösewicht wurden feine Härchen im Falz seines Taschenmessers zum Verhängnis; sie stammten aus frisch durchschnittenen Hopfenstauden und führten zur Entdeckung und Sühne eines auf dem Land nicht seltenen Racheaktes. In dem Heidelberger Mordprozeß gegen Siefert im Januar 1922 war das mustergültige Gutachten des Frankfurter Gerichtschemikers Dr. Popp über gefundene Staubspuren an den Kleidern des Angeklagten von entscheidender Bedeutung.

In welcher Weise wird nun verfahren, um den Staub zur Aufspürung von Verbrechern zu gewinnen und zu untersuchen? Die damit beschäftigten Polizeibeamten müssen ein ziemlich großes Gebiet beherrschen. Da es überaus wichtig ist, an welchem Teil des Körpers oder der Kleidung irgendwelcher Staub haftet, müssen die hauptsächlichsten Fundstellen getrennt behandelt werden. So wird beispielsweise jedes zu untersuchende Kleidungsstück in eine große Düte aus festem, glattem Papier gebracht, sorgfältig geschlossen, und dann der Staub herausgeklopft. Weiterhin wird der feine Staub aus Taschen, Säumen und Nähten herausgebürstet, ja sogar aus den Falzstellen von Brieftaschen, Geldbörsen und Taschenmessern. Als Unterlagen verwendet man dazu Bogen Glanzpapiers, auf denen der durch Herausschütteln gewonnene oder ausgebürstete Staub mit einer an der Fahne beschnittenen Gänsefeder zusammengestrichen und in ein Papier getan wird, das man zusammenfaltet und mit schriftlichen Bemerkungen versieht. Bei der weiteren Bearbeitung des „Materials“ muß der Beamte darauf achten, nach sogenannten „Leitelementen“ in den verschiedenen Staubpäckchen zu fahnden, aus denen es ihm

oft gelingt, sich ein Bild vom Vorleben, Beruf und Charakter seines ehemaligen Trägers zu machen. Er muß nicht nur auf die Häufigkeit einzelner Staubelemente bei verschiedenen Berufen achten, sondern ebensosehr auf Qualität und besondere Formen der einzelnen Stäubchen. Er muß auch nach solchen Leitelementen suchen, die auf außerhalb des Berufes vorgenommene Hantierungen deuten, die womöglich den Ort der Tat verraten. Staubfäserchen, die aus dem Gewebe des betreffenden Kleidungsstückes stammen, müssen von vornherein ausgeschieden werden.

Ist das Papier eines Staubpäckchens vorsichtig ausgebreitet, so zieht der Untersuchende zunächst die Faserknäuel auseinander und schüttelt den Feinstaub heraus. Dann durchsucht er das ganze Staubfeld zuerst mit der vergrößernden Lupe auf einzelne besonders auffallende Stücke, die einstweilen zu späterer Behandlung beiseite geschoben werden. Sodann zieht er mit einem nicht zu schwachen, stabförmigen Elektromagnet in der Masse etwa vorhandene Eisenstaubteilchen heraus. Die gefundenen Eisenspänchen werden mit einer Glasnadel in einen Tropfen Flüssigkeit auf den Objektträger des Mikroskops abgestreift. Hierauf untersucht man die Faserknäuel chemisch mit verschiedenen Färbemitteln, um ihre Zusammensetzung festzustellen. Die heraussortierten pulver- oder körnchenförmigen Teilchen werden unterm Mikroskop eingehend geprüft. Zuerst im auffallenden, dann im durchscheinenden Licht, dann in reinem Wasser und endlich unter Anwendung verschiedener chemischer Reagensmittel. Finden sich Stäubchen von Metallflitter, Kristallen, Blutresten oder Blattgrünstaub, dann müssen sie auch noch mit dem Polarisations- und Spektralmikroskop untersucht werden.

Zur Bestimmung einzelner tierischer, pflanzlicher oder mineralischer Staubstoffe bedient sich auch der erfahrenste Beamte wissenschaftlicher Beschreibungen und Tabellen, wie sie neuerdings Dr. Giesecke in Berlin zusammenstellte. Bei Stoffen tierischer Herkunft können Staubteile aus Fleisch, Muskeln, Blut, Fett, Haut, Knochen, Haaren, Federn, Schuppen oder Milch stammen. Finden sich Spuren von Getreide vor, so werden sie auf ihren Stärkeinhalt untersucht; ebenso die Spuren gekochten oder gebackenen Getreides oder der Kartoffel. Wichtig sind ferner die Staubelemente verschiedener Hölzer und Harze. Am schwierigsten ist die richtige Bestimmung der Gewebefaserstaube. Alle Proben werden in mindestens drei, oft in vier und fünf verschiedenen chemischen Stoffen gefärbt, da ein Stäubchen sich ganz verschieden färbt, je nachdem es aus Baumwolle, Flachs, Hanf, Jute, Nessel, Aloe, Kokos besteht. Auch Papier und Tabak erfordern beim Untersuchen besondere Sorgfalt. Von Mineralien sind am wichtigsten Eisen, Messing und Kupfer. Die vorgefundenen Bestandteile werden daraufhin untersucht, ob die vorhandenen Staubformen auf Schleifen, Drehen, Fräsen oder Hammerschlag deuten. Auch bei Blei, Kohle, Koks und Schlacken können aus der verschiedenen Gestalt der Staubteilchen oft wichtige Schlüsse gezogen werden.

Dr. Karl Giesecke in Berlin hat die einzeln untersuchten Staubbefunde von zweiundsechzig männlichen und weiblichen unter Verdacht stehenden Personen nach Berufen zusammengestellt. Durch Vergleichen der Befunde eines und desselben Berufes wies er für verschiedene Berufsarten bestimmte Typen auf Grund der immer wiederkehrenden Leitelemente des Berufsstaubes nach. Mit Benützung dieser Vorarbeiten hofft er später eine Tabelle

auszuarbeiten, aus der der Untersucher eines besonderen Falles ersehen kann, inwiefern seine eigenen Befunde mit den jeweiligen eigenartigen Staubkennzeichen eines bestimmten Berufes oder Aufenthaltsortes übereinstimmen.

Nach den bis jetzt vorliegenden Ergebnissen kann aus dem Umgebungstaub aller Personen auf den von ihnen ausgeübten Beruf geschlossen werden. Ausgenommen sind Kopfarbeiter, Glaser, Papierhändler, Uhrmacher und Lackarbeiter. Läßt sich die Untersuchung auf die ganze Kleidung und alle in den Taschen getragenen Gegenstände erstrecken, so können auch unter den Angehörigen dieser Berufe für die Ermittlung wertvolle Ergebnisse gewonnen werden. Am leichtesten und sichersten werden durch die Untersuchung ihres Umgebungstaubes Messingarbeiter, Schmiede, Tischler, Drechsler, Seiler, Bäcker, Fouragearbeiter, Sattler, Schuster, Kürschner, Maurer, Schlächter, Barbiere, Tierwärter, Kammacher und Bildhauer verraten. Bei den Angehörigen dieser Berufe haben die Stäubchen eine bestimmte Kennform und treten immer mit gewissen anderen Elementen verbunden auf. Auch in Haus und Stall beschäftigte Frauen werden mit ziemlicher Sicherheit von dem ihnen anhaftenden Staub verraten, besonders aber von Staubteilen, die sich an den Kreuzungstellen von Stoßrand und den Längsnähten der Kleidung ansammeln. Rauchern und Schnupfern können nicht nur die Tabakreste in ihren Taschentüchern zu gefährlichen Zeugen werden, sondern noch mehr die charakteristische Vergesellschaftung des Tabakstaubes mit anderen Leitelementen.

Dr. Popp berichtet von einem Fall, wo im Schnupftuch eines wegen Mordverdachtes festgenommenen Arbeiters teils Nasenschleim mit Kohle- und Koksteilchen,

teils solcher mit feinen Sandkörnchen, Glimmerplättchen und Hornblendekristallen, sowie in beiden Teilen Schnupftabak gefunden wurde. Da der Mörder zeitweise im Gaswerk und später in einer Sandgrube gearbeitet hatte, und da das Material beider Arbeitstätten genau mit dem Staubbefund des Taschentuches übereinstimmte, so war er, dem das Taschentuch gehörte, als der gesuchte Täter ermittelt.

In einem anderen Mordfall gelang es durch einige im Fingernagelstaub eines Verdächtigen gefundene rote und blaue Seidenfasern eines Taschentuches, das er zum Erwürgen seines Opfers gebraucht hatte, den Beweis der Tat zu führen. Einem Mörder wurden winzige Wollfasern vom Rock des Ermordeten zum Verhängnis; man hatte sie von seiner Stiefelsohle gelöst.

Auch Falschmünzer und Banknotenfälscher haben ihren Handwerkstaub zu fürchten. Vor einiger Zeit wurde in Toulon in Frankreich ein Verdächtiger untersucht. Schon wollte man ihn aus Mangel an Beweisen entlassen, als man zu guter Letzt auf den Gedanken verfiel, sein Ohrenschmalz mikroskopisch zu prüfen. Darin fanden sich nicht nur Spuren von Druckerschwärze, sondern auch Staub von der zur Lithographie benützten Steinplatte, sowie charakteristische Kristalle der zum Ätzen gebrauchten chemischen Säure. Diese Beweise führten zu seiner Entlarvung. In Fabriken beschäftigten Arbeitern heftet sich nicht nur Staub, der bei ihrer eigenen Arbeit entsteht an, sondern auch der von der Arbeit dicht neben ihm beschäftigten Mitarbeiter. Dadurch gelingt es, in den gefundenen Staubteilchen oft überraschend genau nicht nur den Platz des Gesuchten in der Fabrik, sondern auch seine Täterschaft festzustellen. So gelang es, einen Schlosser durch die in seinem Rock gefundenen Hammer-

schlagplättchen des neben ihm arbeitenden Eisenschmiedes zu bestimmen und zu fassen. Bei einem Messingarbeiter waren es Staubspuren seiner Nebenleute, eines Drechslers und eines anderen Metallarbeiters, die ihm verhängnisvoll wurden. Eine Frau entlarvte man dadurch, daß die Untersuchung auffallend viel Lederstaub in ihrer Kleidung ergab, der vom Schusterhandwerk ihres Vaters stammte.

Ein Mädchen hatte ihre Handtasche seit Jahr und Tag nicht gereinigt, es fanden sich im Staub Reste von Lebensbaum, Tannennadeln, Moos, Blumenblättern, bunten Papierfetzen, ein deutlicher Beweis, daß sie, wie vermutet, vor längerer Zeit in einer Blumenhandlung angestellt gewesen war. Ähnlich verriet sich ein Messingdreher, der schon vor längerer Zeit vorübergehend als Schlosser gearbeitet hatte, überzeugungskräftig durch den in seinem Portemonnaie zwischen Messingstaub gelagerten Eisenstaub.

Auch Einbrecher werden zuweilen durch ihren „Berufsstaub" verraten. Ein Geldschrank war geknackt und daraus ein erheblicher Geldbetrag gestohlen worden. Verschiedene Täter kamen in Verdacht, ohne daß ihnen etwas nachgewiesen werden konnte. Als die Wohnung des Hauptverdächtigen, der entschieden geleugnet hatte, durchsucht wurde, fand der leitende Kriminalkommissar zwar auch kein Geld, dafür etwas anderes, anscheinend recht Harmloses. Der Beamte gewahrte an einem Paar Stiefel des Mannes Staub, der kein gewöhnlicher Straßenstaub zu sein schien; dafür war er zu hell, auch zeigte er sich als eigenartiger heller Rand zwischen Sohle und Oberleder. Dem Beamten fiel ein, daß der erbrochene Geldschrank ein altes Erzeugnis mit Doppelwänden aus Eisenblech war. Aus den mit Asche gefüllten Doppel-

wänden mußte beim Aufbrechen des Schrankes die Asche herausgefallen sein. Die Stiefel wurden mitgenommen. Der an ihnen haftende Staub und eine Probe der am Tatort verstreuten Asche gelangten getrennt zur chemisch-physikalischen Untersuchung. Bei mikroskopischer Betrachtung der beiden Aschenproben fanden sich als ausgezeichnete, höchst charakteristische Leitelemente Skelette von stark verkieselten Pflanzenzellen, deren Form und Gruppierung noch deutlich zu erkennen war. Die Struktur der Verkieselung und die Größe der Zellen waren in beiden Aschenproben genau die gleichen. Der Beweis war erdrückend, und unter seiner Wucht gab der Geldschrankknacker zu, in diesem Fall ausnahmsweise „mitgewirkt" zu haben.

In einem anderen Fall hatte einer der Einbrecher einen Stiefelabsatz verloren. Mit bloßem Auge betrachtet, zeigte sich daran nichts Verdächtiges, aber unter dem Mikroskop wurden feinste Spritzer eines Farbstoffes sichtbar, wie er unter anderm bei der Zubereitung von Fruchtweinen verwendet wird. Diese Feststellung genügte, den Einbrecher, der den Absatz verloren hatte, unter Arbeitern jener nicht sehr zahlreichen Branche zu suchen und — zu finden.

Bei dringendem Diebstahlsverdacht kommt es gewöhnlich zur Haussuchung. Meist sind die darauf Gefaßten bemüht, alle Spuren so gründlich wie möglich zu vertilgen. Aber wer trennt sich gern von einem Sack, in dem man am Abend ein paar Gänse „mitgenommen" hat? Der Sack wird tüchtig ausgeschüttelt und zeigt nun vermeintlich keine Gebrauchspuren. Ja, wenn das Mikroskop nicht wäre! Wer sollte denn auch an so allerfeinste Gänsefederteilchen denken? — Aber nun ist es zu spät, sie werden zu Verrätern.

In einem anderen Fall gelang es, durch genaue Kenntnis chemischer Staubbehandlung, einen Dieb zum Geständnis zu bringen. Er war ein Spezialist, der nachts in Kletterschuhen Telegraphenmasten bestieg, technisch gewandt Hunderte von Metern Kupferdraht binnen kurzem herausschnitt, zusammenrollte und auf dem Fahrrad damit entwischte. Solche Diebstähle waren in der Umgegend Berlins öfter vorgekommen. Die Diebe vermieden, aus begreiflichen Gründen, ihre gestohlene Ware noch während der Nacht ihrem Abnehmer zu bringen. Die Kriminalpolizei wußte, daß diese nächtlichen Drahträuber ihre Schlupfwinkel in Laubenkolonien hatten. Endlich gelang es, in früher Morgenstunde einen Verdächtigen dort zu überraschen. Der Dieb schlief harmlos in seinem Bett. Nicht weit davon stand ein großer Rucksack voll Leitungsdraht. Wie zu erwarten, hatte den nur ein „oberflächlich Bekannter", den der Dieb nicht beim Namen nennen konnte, hier eingestellt. Den Beamten war es aufgefallen, daß die Hände des Verdächtigen eigentümlich schwarz aussahen, fast so, wie sie selber sie beim Anfassen des Drahtes bekamen. Der Mann mußte sich anziehen und mitgehen. Im Gerichtslaboratorium wurde zunächst mikroskopisch untersucht. Dabei ergab sich, daß die schwarze Färbung durch kleine, tief dunkle, auf den Hautleisten sitzende Teilchen verursacht war, in den Furchen war die Haut nicht gefärbt. Jetzt ging es an die chemische Prüfung, wozu dem Mann die Hände gewaschen werden mußten. Man nahm dazu heiße verdünnte Salzsäure. Da zeigte sich, daß die sonst farblose Salzsäure sich grünlich färbte, weil in dem an den Händen haftenden Staub Kupfer enthalten war. Beim Eindunsten der Flüssigkeit fand man in dem gelbgrünen Rückstand reichlich Kupferreste. Der schon halb überführte Dieb gab aber angesichts

dieser verdächtigen Beweise seine Sache noch nicht verloren. Er sagte, er habe doch den Draht aus Neugier dem Rucksack entnommen, um ihn zu besehen. Die Ausrede hatte man erwartet und inzwischen nach weiteren Anhaltspunkten gesucht. Der Mann mußte seine Hose ausziehen, die nun in der Kniegelenkgegend einer genauen mikroskopischen Untersuchung unterzogen wurde. Mittlerweile hatte man sich bei der Oberpostdirektion telephonisch erkundigt, ob das Holz der Telegraphenstangen in der Diebstahlstrecke vielleicht besondere physikalische oder chemische Merkmale aufweise. Die Auskunft lautete, die Stangen seien dort mit Kupfersulfat getränkt. Bald fand sich auch eine ganze Anzahl kleiner grauer Tannenholzsplitter, die sich beim Klettern in den Hosenstoff gebohrt hatten. Sie wurden mit gelöstem Ammonsalpeter aufgeweicht und vorsichtig auf einem Porzellandeckel verbrannt. Nun wurde die Asche mikrochemisch weiter behandelt und durch die angewandte Kalium-Kupfer-Blei-Nitrin-Reaktion deutlich Kupfersulfat als Imprägnierung nachgewiesen. Erst diese überraschende weitere Belastung brachte das Lügengebäude des Angeklagten ins Wanken; er gestand schließlich alles, und gab auch den Ort an, wo er seine Kletterschuhe versteckt hielt.

Sollen durch das neue Staubentdeckungs- und Untersuchungsverfahren brauchbare und einwandfreie Ergebnisse erzielt werden, so sind eine Reihe wissenschaftlicher Kenntnisse nötig und Umsicht in der Beachtung unscheinbarster Kleinigkeiten. Die Methode ist noch zu neu, als daß es möglich wäre, überall über eine darin geschulte Beamtenschaft zu verfügen. Ein nach diesen Methoden arbeitender Beamter kann leicht zu wenig, aber, noch leichter und verhängnisvoller, zu viel tun, wie folgende Fälle beweisen. Wohnungseinbrecher hatten die Drähte

einer elektrischen Klingelanlage durchschnitten und eine Kneifzange hinterlassen. Statt die Zange ohne weiteres zur Untersuchung abzuliefern, kniff ein Beamter als Proben für die Untersuchung mit der gleichen Zange vom selben Draht mehrere Stücke ab. Die Untersuchung ergab nun wohl Kupferspuren an der Zange, aber niemand konnte dem mutmaßlichen Einbrecher nachweisen, daß diese Spuren von ihm herrührten. Bei einer anderen Gelegenheit wäre zu entscheiden gewesen, ob ein Siegel mit Hilfe eines reliefartigen Schildchens, wie man es oft an Schlüsseln von Hotelzimmern mit der Prägung der Zimmernummer und der Hotelbezeichnung findet, hergestellt war oder nicht. Der in diesem Fall tätige Beamte hatte es gut gemeint und ein Vergleichsiegel angefertigt. Dadurch wurde aber leider der in den feinen Vertiefungen vorher wahrscheinlich vorhanden gewesene Staubrest des Originalsiegellacks zerstört und seiner gerichtlichen Beweiskraft beraubt. Das sind jedoch Ausnahmen und Übergangsfehler, wie sie bei allen neuen Einführungen vorkommen, aber im allgemeinen wird das Verfahren künftig sicher noch gute Dienste leisten; man darf nur gespannt sein, ob und wie es der Verbrecherzunft gelingen wird, sich auch noch vor dem Staub als Verräter zu schützen.

Anagramm

1. Hund, Rosa, 2. Filu, als, 3. Grab, Eile, 4. Oho, Tell, 5. Waden, Sieb, 6. Tempo, da, 7. Leoni, Ulm, 8. Lüst, Rate.

Durch Umstellen der Buchstaben ist aus jedem Wortpaare ein neues Wort zu bilden, so daß die Anfangsbuchstaben der neuen Wörterreihe den Namen eines Komponisten nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Staat in Zentralamerika, 2. gotischen Bibelübersetzer, 3. Mädchennamen, 4. Mohrenfürst, 5. deutsche Bäderstadt, 6. deutschen Romanschriftsteller, 7. Bodenbelag, 8. Umhüllung.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Das Brot des fernen Ostens

Von Dr. Joh. Bergner / Mit 11 Bildern

Was dem Europäer das tägliche Brot, das ist dem Asiaten in noch weit höherem Maß der Reis, von dem etwa siebenhundertfünfzig Millionen, mehr als die Hälfte der Menschheit, leben. Der Japaner bezeichnet denn auch seine Hauptmahlzeiten als Morgen-, Mittag- und Abendreis, woraus sich die Bedeutung dieser Getreideart für seine Lebensweise ergibt. Vor allem ist sie in den Tropen unersetzlich, da die leicht verdaulichen Körner nicht säuren, so daß sie den in heißen Landen häufigen Verdauungsleiden keinen Vorschub leisten. Reisschleim wird deshalb auch bei uns gegen Ruhr und andere Darmerkrankungen ebenso gebraucht, wie ihn schon die alten Ärzte Griechenlands ihren Kranken verordneten. Sonst hielten sie nicht viel von seinem Nährwert, so daß der Reis, von dem genaue Kunde im vierten vorchristlichen Jahrhundert durch den Indienzug Alexanders des Großen nach dem Abendlande kam, dort keine rechte Würdigung fand. Auch in Italien war diese Nahrung im Gegensatz zum Jetzt so unbeliebt, obwohl sie dank des regen Handels mit dem Osten billig war, so daß der launige Horaz in einem Spottgedicht dem Geizhals rät, sich den Magen doch mit Reisbrei zu füllen. „Für acht As" (ein paar Pfennige) „bekommst du ja so viel, um dir den Ranzen gehörig damit vollzuschlagen."

Die Hauptsubstanz des Reises ist die Stärke, von der er 85 Prozent enthält, während er am eiweiß- und fettärmsten unter sämtlichen Getreidearten ist, da er noch keine 4 Prozent von diesem und nur 0,2 Prozent an Fett besitzt. Von allen Nahrungsmitteln hat er auch die geringsten Mengen Kalisalze, denn Mehlspeisen enthalten sechsmal und Kartoffeln gar bis zu achtundzwanzigmal



Terrassenförmig angelegte Reiskultur bei I-tschang in China.

mehr davon als Reis, der deshalb als reizlose Speise besonders Nierenkranken zu empfehlen ist. Was aber den Mangel an Fett und Eiweiß anbelangt, so wird er durch Kochen in Fleischbrühe oder Milch mit Zucker, wie ihn das Abendland im ganzen Mittelalter nur als Leckerei und Zukost kannte, reichlich aufgewogen. Der Asiate aber ißt seinen nur mit Wasser zubereiteten Pilam zu fettem Hammelfleisch oder scharf gewürzt, etwa mit Currysoße, die wir ja auch auf unseren Tafeln kennen, zu gedörrtem Fisch und Hühnerfleisch, und zwar in solchen Mengen, daß jeder durchschnittlich ein Kilo der doch stark quellenden Speise täglich zu sich nimmt. Bei uns kam noch um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts kein halbes Pfund Reis im ganzen Jahr auf jeden Deutschen, doch hob sich der Verbrauch derart, daß man 1899 reichlich fünf Pfund rechnen konnte, während zur selben Zeit England fast das Dreifache und Italien gar das Neunfache für jedes seiner Landeskinder brauchte.

Fast ganz vom Reis lebt der Hindu, der Chinese und der Malaie, so daß Mißernten Hungersnot in diesen dichtbevölkerten Landen zur Folge haben. Wenn auch das segenspendende Gewächs den Landmann nicht so leicht enttäuscht, so ist sorgfältiger Anbau doch unumgänglich nötig. Zwar gibt es auch in ganz Südasien, desgleichen in den heißen Gegenden Australiens und namentlich im oberen Niltal wildwachsenden Reis, der wie ein dichter Grasteppich Teiche und Flußbuchten überzieht, doch fallen diese Früchte bei der Reife ab und schwimmen in solchen Mengen auf dem Wasser, daß sie die Eingeborenen mit Eimern schöpfen oder, wie in Brasilien, gleich in die Kähne streifen, um dann die Körner, die besonderen Wohlgeschmack besitzen, nach leichter Röstung zu verzehren.

Nur sorgfältige, zielbewußte Auswahl vermochte die große Brüchigkeit der Rispen zu beheben, deren jede bis



Die jungen, in Saatbeeten stehenden Reispflänzchen werden ausgezogen, um dann auf die Reisfelder gepflanzt zu werden (Tokio, Japan).

zu hundert Körnern trägt, so daß der Reis gleich unserem Getreide am Halm geerntet werden kann. Wer diese Großtat der Kultur verbracht, liegt ganz im Dunkel,

denn schon Jahrtausende reicht sie zurück. Man darf jedoch annehmen, daß es im Land des Ganges oder Jangtsekiang geschah, die beide als Kulturzentren des Reises gelten können, der solche Dichte der Bevölkerung, solch enges Beieinanderwohnen vieler Menschen erst ermöglichte. Schon in dem ältesten Schriftwerk vom Jahr 2800 vor Christus, das wir aus China kennen, wird berichtet, daß der Kaiser in feierlicher Handlung Reis am Frühjahrsfeste eigenhändig säte, um so die Wichtigkeit von dessen Anbau darzutun. Etwa fünfhundert Jahre später entstanden unter Kaiser Jao große Bewässerungsanlagen, um die Kultur dieser Nährpflanze zu erleichtern, denn von der Aussaat bis fast zur Reife bedarf sie viel Bodenfeuchtigkeit. Die Felder werden darum eingedämmt und künstlich überschwemmt, wodurch sie, nunmehr unabhängig von der Regenzeit, im Jahre auch zwei Ernten tragen, wenn nur zehn Monate hindurch gleichmäßige warme Witterung herrscht. Solche Anlagen oder Sawas, wie die malaiische Bezeichnung lautet, finden sich nicht nur in der Ebene, sie steigen auch terrassenartig auf, wobei ein Stauweiher, der meist zugleich der Fischzucht dient, den Zufluß regelt. Besonders in den Bergtälern Zeylons schafft dieser Reisbau anmutige Landschaftsbilder. Das frische Grün, das Zeichen regen Menschenfleißes, hebt sich freundlich von den dunklen Wäldern ab, in der Ferne gewahrt man die purpurvioletten Töne des Gebirges und das tiefe Blau des weiten Ozeans.

Die Art und Weise des Anbaues ist je nach dem kulturellen Stande der Bevölkerung mehr oder weniger verschieden. Auf Sumatra, Borneo und den Philippinen sowie in einigen rückständigen Gebieten Vorder- und Hinterindiens sät man die Körner in schlammigen Grund und überläßt alle weitere Entwicklung der Natur. In Japan,



Junge, unter Wasser gesetzte Reispflanzung in Mexiko.

China, Java werden Stecklinge gezogen, die man nach einem Monat in kleinen Büscheln auf die Felder überträgt, welche, wenn die Pflanzen angewachsen sind, handhoch unter Wasser gesetzt werden. Je nach der Jahreszeit ist der Anblick solcher Pflanzung verschieden. Wo zuvor weite, von schmalen, niederen Dämmen durchzogene Wasserflächen blinkten, in denen Reiher waten oder ein Paar Büffel träge den Pflug oder die Egge ziehen, da erblickt man drei bis vier Monate später ein lieblich wogendes Kornfeld, das noch am meisten unserer Gerste ähnelt. Nach allen Richtungen hin sind Fäden ausgespannt, an denen Vogelscheuchen im Hauch des Windes schwanken. Hie und da klappert auch eine kleine Mühle, klirren aufblitzende Glasscherben, und wenn gar der im Wärterhäuschen gleich einer riesigen Spinne inmitten all der hier mündenden Fäden sitzende Aufseher an den Stricken zieht, dann zappeln all die Puppen und die Popanze, lärmen die Schreckmittel und ganze Scharen niedlicher Reisfinken fliegen auf, um andere Felder heimzusuchen.

Einen Monat später, wenn die Wasser längst verlaufen, um die Vollreife zu beschleunigen, wird fröhlich Erntefest gefeiert, und die Reisfelder wimmeln nun von buntgekleideten Gestalten, denn jung und alt sind jetzt dabei, mit sichelartigen Messern die goldenen Ähren abzuschneiden. Unziemliches Gelächter oder leichtfertiges Geschwätz ist dabei untersagt, denn der Reis ist dem Asiaten ein heiliges Gewächs. Der schöne Brauch schwindet jetzt freilich mehr und mehr unter dem Einfluß fremder Elemente, die mit den Mähmaschinen eindringen. Wie unsere Bilder zeigen, werden die Rispen vielfach gleich auf dem Felde abgeriffelt und dann mit Holzschlegeln bearbeitet, bis sich die Körner aus den Spelzen lösen, worauf sie noch

in einem flachen Korb geschüttelt werden, damit der Wind die Spreu entführe. Zum gleichen Zweck werden aber auch eigenartige große Fächer gebraucht. Meist wird die Ernte nur auf dem Feld getrocknet und dann in Scheunen



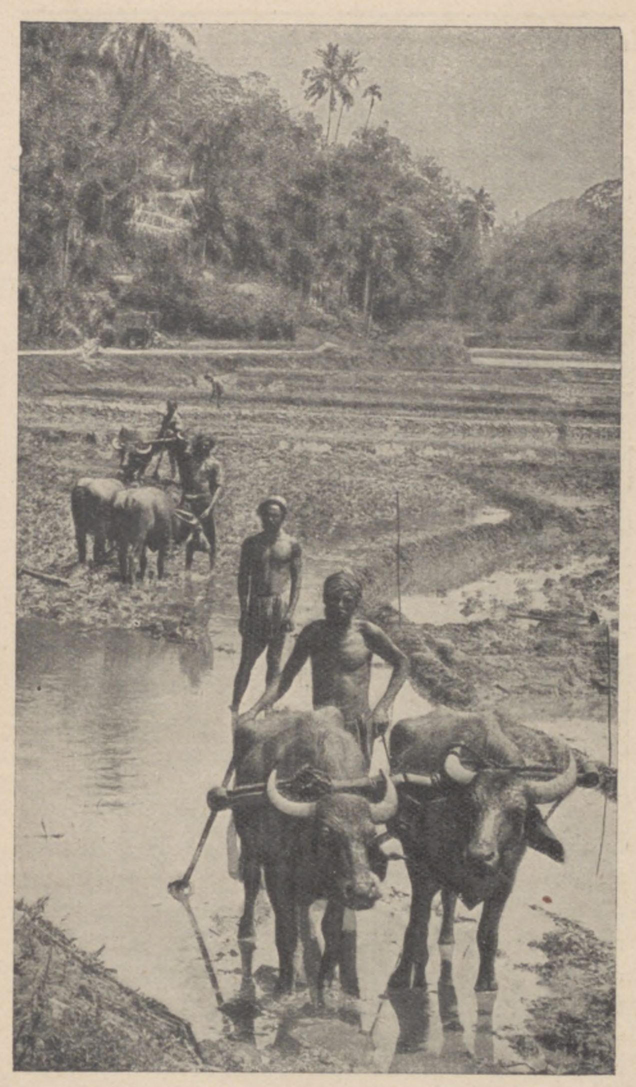
Primitive Vorrichtung zur Bewässerung eines Reisfeldes in China.

aufbewahrt, aus denen die Frauen den täglichen Bedarf sich holen, den sie in Holzmörsern enthülsen, um schließlich die gereinigten Körner durch nochmaliges Stampfen von dem sie umhüllenden glänzenden Häutchen zu befreien. Auch die noch milchigen Körner werden schon verwendet, indem man sie so lange mit Holzklöppeln schlägt,

bis sie zu einer breiigen Masse werden, die in eigenartigen Öfen zu einem guten Brot verbacken wird. Ebenso primitiv wie originell ist auch die dargestellte Fußstampfe, bei der das beschwerte Stück am Ende des langen Hebelarmes durch sein Gewicht solange in dem mit trockenem Reis halb angefüllten Bottich fällt, bis dessen Inhalt sich zu einem groben Mehle wandelt, das die japanischen Bäcker noch viel verwenden. Neben diesen einfachen Verfahren gibt es auch neuzeitliche Putz- und Mahlmaschinen, die mit Wasser- oder Dampfkraft betrieben werden; indes, der Bauer hält auch dort mit großer Zähigkeit an dem altüberkommenen Herkommen fest.

Nicht nur Brot und sonstige Nahrung liefert der Reis, man bereitet daraus auch berauschende Getränke, wie den Saké, das Nationalgetränk der Japaner. In seiner Farbe gleicht er hellem Bier und wäre diesem wegen seiner Herkunft von einer Körnerfrucht auch anzugliedern, doch hat es solchen Alkoholgehalt, daß es mehr dem bekannten Scherrywein gleicht, obwohl es heiß aus winzigen Täßchen vor dem Mahl getrunken wird. Noch stärker ist der Samschu genannte Reisbranntwein der Chinesen und der Arrak Ostindiens und Javas, der aus mit Zuckerrohr oder statt dessen süßem Palmensaft vergorenem Reis gewonnen wird, von dem schon Aristoteles, der Lehrer Alexanders des Großen, berichtet.

Da die Reispflanze in mehrtausendjähriger Kultur unter vielfach wechselnden Lebensbedingungen gewachsen ist, gibt es unzählige Spielarten von hohem bis zum zwergigen Wuchse und mit bald größeren, bald kleineren weißen, gelben, rötlichen bis braunen, ja selbst fast schwarzen Körnern. In einem Museum zu Kalkutta sind allein an vierzehnhundert Sorten vertreten, die größtenteils im britischen Kronland gezogen werden; sie lassen



Eggen eines bewässerten Reisfeldes mittels Büffelgespannes auf Zeylon.

sich indes fast alle auf vier bis sechs Hauptarten zurückführen. Die edelste von ihnen ist zweifelsohne unser gewöhnlicher Saatreis mit durchscheinenden Körnern, der denn auch allenthalben viel gepflanzt wird, obwohl er rund sechs Monate bis zur Ernte braucht und außer gutgedüngtem, schlammigem Boden viel Sonnenschein erfordert. Von tausend Meter Höhe an, wo dieser Wasserreis nicht mehr gedeiht, folgt auf reichlich weitere sechshundert Meter der Bergreis, der, mit den Regengüssen sich begnügend, nicht nur in trokkenem und mehr sandigem Grund gedeiht, sondern auch schon in vier Monaten heranreift. Leider sind seine Körner kleiner und der Ertrag geringer, so daß er kaum je in den Handel gelangt. Noch mehr gilt das von einer dritten Form, dem Klebreis, dessen matte, hellrote Früchte, wie schon der Name sagt, beim Kochen einen guten Kleister liefern, da hier ein Teil der Stärke durch Dextrin und Zucker ersetzt ist.

Tochter eines japanischen Reispflanzers in Arbeitskleidung.



Abriffeln der Reisähren in Japan.

Obwohl er vorzüglich klebt, dient er doch weniger solchen Zwecken, sondern mehr noch zur Herstellung eines süßen Getränkes, zu Backwerk und zu mancher Näscherei, weshalb er auch meist in China und Japan verbraucht wird.

Bei der Bedeutung, die der Reisbau für Millionen Menschen hat, wird er nicht nur in allen Tropenlanden, sondern überall betrieben, wo es das Klima nur erlaubt. In China ist er schon seit fünftausend Jahren das Hauptgetreide, und mindestens gleichalt ist die Kultur in Hinterindien, wenn auch der Name vrihi erst in einem Sanskrittext, etwa vom Jahre tausend vor unserer Zeitrechnung, sich findet, ein Wort, das die Iraner dann zu brizi wandelten und die Altperser weiter noch verstümmelten, so daß die Griechen „Oryza" daraus machten. Das ist auch heute noch die wissenschaftliche Bezeichnung, die dem Namen „Reis" zugrunde liegt. Während sich diese Nährfrucht nun in Asien frühzeitig schon nach Ost und West verbreitete, und über Korea nach Japan wie über Indien nach Zeylon, den Sundainseln und den Philippinen, ja bis nach Persien und Turkestan als äußerster Grenze in Asien gelangte, kam es in Europa doch spät zum Anbau des Reises. Hier waren es die Araber, die ihn im achten Jahrhundert auch nach Spanien brachten. Zuvor hatten sie die von ihnen mit Vorliebe gepflanzte Körnerfrucht in ganz Nordafrika verbreitet, die, wie die Inschriften der Tempel und Denkmale lehren, erstmals im zweiten bis dritten vorchristlichen Jahrhundert nach Ägypten kam. Auf mustergültig angelegten Rieselfeldern gedieh der Reis auch in Spanien so prächtig, daß sich der Anbau rasch bis nach Valencia erstreckte, das heute noch ein Hauptsitz dafür ist. Als dann die Spanier das Erbe dieses Maurenreiches übernahmen und ihre Herrschaft nach Italien trugen, da führten sie um 1530 dort den

Reisbau ein, der so gewinnreich wurde, daß er sich bald auf Südfrankreich ausdehnte. Von der Mündung der Alpenflüsse bis weit in die Romagna und nach Piemont erstreckten sich damals die Felder, wie überhaupt im ganzen Mittelalter in Südeuropa bedeutend mehr Reis gebaut wurde, als dies jetzt der Fall ist. Der Rückgang hängt damit zusammen, daß die weiten, immer schlechtriechenden Sümpfe schwere Wechselfieber verursachten, so daß Verordnungen erlassen wurden, die derartige Anlagen nur in stundenweiter Entfernung von jeder Ortschaft duldeten, was den Anbau erschwerte. Von Bedeutung sind deshalb in Italien jetzt nur die ohnehin sumpfigen Poniederungen; dort ist die nördlichste Grenze der Reiskultur in Europa. Indes, selbst hier hat sie stark abgenommen, denn während im Jahre 1894 noch 5 378 000 Hektoliter geerntet wurden, betrug zwei Jahre später schon der Ausfall nahezu zwei Millionen!



Junge Japanerin mit großem Fächer, mit dem sie die Spreu vom Reis wegwedelt.

Am spätesten, nämlich erst 1694, kam dies ertragreiche

Gewächs in Nordamerika zur rechten Geltung. Als ein holländisches Schiff auf seiner Rückreise von Madagaskar den Hafen von Charleston in Südkarolina anlief, schenkte der Kapitän dem Gouverneur ein Säckchen Saatreis, der auf den wie dazu geschaffenen morastigen Gründen so überraschend gedieh, daß damit die Grundlage für die heute so blühende Kultur entstand. Nirgends wird ja ein besseres Produkt gewonnen und nirgends gibt es größere und reinere Körner. Leider gehört aber gerade diese Bewirtschaftung zu den allerungesündesten und dazu wird noch der Ertrag vor allem durch den Reisstärling, den verhaßtesten Vogel Nordamerikas, empfindlich geschmälert. In dichten Wolken kommt er von Kuba her, wo der Reis früher reift, über das Meer, in dem gelobten Lande Karolina sich nun gütlich zu tun. Und fallen Tausende, ja Hunderttausende auch der allgemeinen Erbitterung zum Opfer, ihre Verwüstungen hören darum nicht auf, denn man verjagt diese Fresser nur von einem Feld zum anderen. Nachdem die Vögel noch mit gleichem Appetit den Mais verzehrt haben, ziehen sie in nicht endenwollenden Zügen nordwärts, nach den Staaten Neuyork und Rhode Island, wo sie brüten, um dann mit ihren Jungen nach dem Süden zurückzukehren, um aufs neue zu beginnen, wenn sie inzwischen nicht als fette Bissen in irgendeinen Kochtopf gesteckt werden. Der Karolinareis gilt als der beste, doch stammt gar mancher, der heute unter diesem Namen geht, von Java, das uns in seinen langen und gerieften Körnern einen guten Tafelreis liefert. Auch in Brasilien, Surinam, Peru und Argentinien wird seit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ziemlich Reis gebaut, dergleichen in Mexiko, doch wenig nur in Australien und Afrika. Die Haupterzeugung liegt in Indien und China, die allein zwei Drittel der auf



Mit Reis beladenes chinesisches Boot auf einem Nebenfluß des Menam bei Bangkok in Siam.

1600 Millionen Zentner geschätzten Welternte hervorbringen. Dann folgt Japan mit etwas über 8 Prozent, Java und Siam mit einem Anteil von je 4 Prozent, während die Union sich nur mit einem Drittel vom Hundert, also so viel wie Spanien, Zeylon und die Philippinen, an dem Gesamtertrag beteiligen, wovon etwa 200 000 Zentner Karolinareis zur Ausfuhr kommen.

Der meiste Reis gelangt noch mit den Hülsen als sogenannter Paddy oder Rohreis nach Europa, wo er dann von den gelben, schwach behaarten Schalen und in besonderen Mühlen noch von dem bereits erwähnten Silberhäutchen befreit wird. Die so geschliffenen Körner werden schließlich noch poliert, indem man sie in einen aufrechtstehenden Zylinder schüttet, worin sich eine mit Schaffell überzogene Rolle schnell dreht. Ein wenig Öl oder ein Zusatz von Speckstein, gelegentlich wohl auch von Indigo, hebt dabei Glanz wie Farbe.

Der Schwerpunkt des gesamten europäischen Reishandels lag lange Zeit in London und Liverpool, bis mit Beginn dieses Jahrhunderts Deutschland den Engländern den Rang ablief, indem Bremen drei solcher Reismühlen und Hamburg deren fünf betrieb. Die in diesen Werken verarbeiteten Körner liefern je nach der Sorte mehr als die Hälfte Ganzreis, ein Viertel Bruchreis und etwa ein Fünftel Kleie. Die beschädigten Körner des Bruchreises werden zu Gries verarbeitet oder liefern feinstes Reismehl, das zu Gebäck und als Zusatz von Schokolade dient. Auch wird aus solchem Reis die Stärke hergestellt, die wieder Puder liefert, der mit dem Rot der Safflorblume eine unschädliche Schminke ergibt. In England und Amerika wird ferner aus dem Bruchreis anstatt des Malzes ein helles Bier gebraut. Die Kleie aber gibt ein Futter, das dem besten Hafer gleichkommt, da sie fast

siebenmal mehr an Fettsubstanz enthält, als der geschälte Reis. So nett und appetitlich der auch wirken mag, so steht doch die Beseitigung des an Nährsalzen und lebenswich-



Indische Frauen beim Reismahlen.

tigen Stoffen — den sogenannten Vitaminen — reichen Silberhäutchens mit einer furchtbaren Geißel der Menschheit, der Beri-Beri-Krankheit, in unmittelbarem Zusammenhang. Das schwere Nervenübel, dem Millionen na-

mentlich auf Zeylon und an Indiens und Japans Küsten, doch auch in Afrika, Brasilien und Australien, mitunter schon nach Stunden, meist aber erst nach wochen- oder monatelangem Siechtume erlagen, gipfelt in einer fortschreitenden Lähmung mit qualvollen Begleiterscheinungen. Wie unsere armen Leineweber im Gebirge, die in früherer Zeit oft lange nur von Kartoffeln lebten, infolge dieser einseitigen, ungenügenden Ernährung häufig, und zwar vor allem ihre Kinder, an schwerer Knochenerweichung litten, die man geradezu als Leineweberkrankheit bezeichnete, so entsteht durch den überwiegenden Genuß von Schälreis, der nun fast nur aus Stärke besteht, diese schwere Krankheit. Wenn Vollreis samt dem vitaminreichen Silber-



Chinesische Frau beim Backen der beliebten Reispfannkuchen.

häutchen, oder während der Krankheit dieses allein genossen wird, kommt das Leiden zur Heilung.

Für uns, die wir doch nie ausschließlich nur von Reis und dazu unter gänzlich anderen Verhältnissen leben, ist jedenfalls von geschältem Reis keinerlei Störung unseres Befindens zu befürchten. Wir haben vielmehr wohl erkannt, daß der Reis, der so viele Millionen nährt und ihnen als Reiswein manche frohe Stunde schafft, für die Menschheit eine nicht hoch genug zu wertende Gabe der Natur ist.

Geographisches Versteckrätsel

Zwiegespräch zwischen Onkel und Neffe. In jedem Satz ist eine Stadt versteckt, deren acht Anfangsbuchstaben untereinandergeschrieben den Namen eines treuen Begleiters auf der Reise dahin ergeben.

1. „Sei doch nicht gleich so erbost, Onkel," rief der Neffe.
2. „Bei ihrem Gang muß man ans Bachstelzchen denken,
3. Und ich habe doch solch großes Verlangen nach Liebe!" —
4. „Junge, willst du blind in dein Unglück rennen?" —
5. „Wir wollen in geselligem Kreis leben." —
6. „Da wirst du dich wundern, wie schnell sich die Kasse leert." —
7. „Darfst dann mal leise nachhelfen, lieber Onkel!" —
8. „Junge, was reimst du dir da für dummes Zeug zusammen."

••••••••

Rätsel

Unfern von dir wohnt ein Prophet,
Der, wie von ihm die Sage geht,
Auf Wetterkunde sich versteht.
Er zeigt sich, wie ein Herr von Stand,
In einem bunten Prachtgewand,
Trägt einen purpurroten Hut,
Und wandelt doch im Schnee und Sand
Stets unbestiefelt, unbeschuht.

Auflösungen folgen am Schlusse des nächsten Bandes

Peer Half

Erzählung von Wilhelmine Baltinester

Veit, der Wirt der Fischerschenke, brachte seiner Tochter Ega ein rotes Seidenhalstuch vom Jahrmarkt mit. Ega band es um und blickte in den trüben Wandspiegel. „Ein schönes Stück, Vater, muß viel gekostet haben."

Er blinzelte sie an. „Was all die Dinge kosten, die ich heimbringe!"

Die schwarze Ega kicherte; ihre Zigeuneraugen blitzten. Mit dem gestohlenen Tuch um den Hals ging sie, sich leise in den Hüften wiegend, in die niedrige, holzgetäfelte Trinkstube. Da saßen Fischer, die gestern von langer Fahrt heimgekehrt waren; der unter der Decke schwelende dicke Rauch ihrer Pfeifen ließ den kleinen Raum noch enger erscheinen. Am oberen Ende des langen Tisches saß Peer Half, der nur wenig mit den anderen sprach. Irgendein Geheimnis war um diesen großen, starken Fischer. Seit zehn Jahren lebte er hier, war aus dem höheren Norden zugewandert und keiner wußte, warum er die Heimat verlassen hatte. Mancherlei erzählte man von ihm. Die einen wollten wissen, er habe drüben ein Weib verloren; andere meinten, die Frau sei ihm untreu geworden, und Peer Half könne das nicht verwinden. Er war wortkarg, ernst und fast mürrisch; seine Körperstärke, sein Fleiß und sein Fischerglück flößten den Leuten Achtung ein. Half war ein treuer, verläßlicher Kamerad, der, wenn es nottat, für zwei arbeitete und jeden Dank ablehnte.

Ega trat zu dem und zu jenem und begrüßte sie alle. Ihre kindlich-helle Stimme übertönte die Bässe der Fischer. Endlich stand sie bei Peer Half. „Willkommen, Peer. Du siehst mich ja kaum an! Wie gefällt dir mein neues Halstuch?"

Peer Half sah sie an und sagte: „Schön."

Wie Ega verändert aussah! Was ein paar Wochen aus einem jungen Mädchen machen können! Bisher hatte jeder Veits Tochter die Kleine genannt. „Ach, Peer," sagte sie zu dem Versonnenen, „ich gäbe was darum, wenn du mal lachen wolltest!" Sie zwängte sich hinter den Tisch und setzte sich neben ihn auf das schmale Plätzchen, das noch frei war. Das hatte sie früher oft getan; aber damals war sie in aller Augen noch ein Kind gewesen. Peer rückte unbehaglich auf seinem Platz. „Soll ich das Tuch so knüpfen oder so?" fragte das Mädchen.

Peer tat, als hörte er gar nicht. „So schau' mich doch endlich an, Peer! Vor der Ausfahrt warst du nicht so stolz!"

Peer schob die Pfeife aus dem rechten in den linken Mundwinkel und sagte mit seiner immer grollenden Stimme: „Jetzt muß ich gehen."

Ega stützte den zartrunden Arm auf die Tischkante und sah ihn von unten hinauf an: „Ich lasse dich aber nicht fort!"

Peer blieb neben der Kleinen sitzen. Die Tabakwolken verdichteten sich immer mehr; man konnte kaum die Gesichter der Zunächstsitzenden recht sehen. Ega war an den Rauch gewöhnt; schon als Kind hatte sie den ganzen Tag in der väterlichen Schenke gespielt, damals, als die schöne Mutter noch lebte, die dunkle Spanierin, die der Matrose Veit von einer seiner Reisen als Frau mitgebracht hatte. Ega hatte die glühenden Augen, das tiefschwarze Haar, die schimmernde Haut und den geschmeidigen Körper der Mutter. Sie war die einzige Dunkle im Dorf. Als sie noch zur Schule gegangen war, hatten die anderen Kinder sie „Hexe" gerufen.

Veit sah es gern, daß sein Kind ein gefallsüchtiges Mädchen wurde, ja er hatte sie dazu erzogen. Aus dem

einst verwegenen Matrosen war mit der Zeit ein durchtriebener Schankwirt geworden, der es als klugen Geschäftstrick betrachtete, wenn in einer Schenke ein hübsches, lustiges Mädchen zu finden war, das den saueren Trank mit Lächeln versüßte. Veit war skrupellos; auf kleine Diebstähle, anrüchige Wechselgeschäftchen und kecke Kniffe kam es ihm nicht an. Er borgte bei Gutmütigen Geld und verlieh es gegen Wucherzinsen an andere. Er hielt sich für einen großen Geschäftsmann, war aber nur ein kleiner Dieb.

Als es dunkelte, gingen die Fischer heim in die verstreut liegenden Hütten des kleinen Dorfes. Die Tür der Trinkstube flog auf und zu; immer zogen Tabakwolken mit hinaus. Veit drehte nach und nach zwei Lampen ab; beim schwachen Schein der letzten zog er die Tochter zu sich heran und fragte: „Würdest du Peer heiraten, Kind?"

Die Schelmengrübchen in dem kleinen Gesicht des Mädchens vertieften sich. „Vielleicht." Sie sah sich als Frau Half, als Weib des kühnsten und wohlhabendsten Fischers.

„Verdreh' ihm nur tüchtig den Kopf! Er hat mir Geld geliehen; wenn ich es ihm nicht sobald zurückgeben muß, bekommst du von den Zinsen ein Seidenkleid!"

„Er zappelt schon!" lächelte die kleine Ega und zupfte an der Laute, die an der Wand hing, daß es ein paar abgerissene, klagende Töne gab. „Gute Nacht, Vater!"

„Gute Nacht — Frau Half!" — — —

Peer Half saß als einziger Gast in der Trinkstube und starrte nach der Tür, durch die Ega kommen mußte. Es war Sonntag nachmittags. Ein paar Fliegen summten schläfrig um die großen Branntweinflaschen, hinter denen Veit stand, vor Wohlbehagen grinsend. Wie Half sich mühsam beherrschte; wie seine schweren Hände unruhig

über den Tisch strichen. Ega sollte sich nicht beeilen; Vater Veit hielt Wartefieber für nützlich.

Unterdessen sann Peer, über die braune, abgenutzte Tischplatte gebeugt, seinem Leben nach. Die kleine Ega wäre vielleicht die Rechte. Halb noch Kind, ließe die sich wohl zur Frau erziehen, zum Weib, wie er es haben wollte. Die reiferen Mädchen waren nichts für ihn, die gingen eigene Wege, hatten Geheimnisse und waren meist verlogen; Ega aber ...

Da tänzelte sie herein. Peers schwere Lider hoben sich. Ega trat zum Tisch. Ihre kleinen Hände griffen nach den seinen. „Wie nett, daß du da bist, Peer! Denke nur, ich wollte heute zu meiner Taufpatin fahren; aber Vater hat keine Zeit und erlaubt nicht, daß ich allein fahre. Er sagt, ein Mädchen von siebzehn Jahren dürfe nicht allein übers Meer." Leise sagte sie: „Aber wenn du dabei wärst! — Bitte, bitte, sprich mit ihm, Peer!"

Wie kindlich sie bitten konnte! In dem einsamen Mann wallte warme Zärtlichkeit für das kleine Geschöpf auf; er wandte sich Veit zu: „Ich werde deine Tochter in meinem Boot sicher hinüberfahren. Es hat schon Schwereres geleistet als die kleine Spazierfahrt zu Egas Patin!"

„Meinetwegen," brummte Veit und kehrte ihnen den Rücken, anscheinend, um die Gläser zu ordnen, in Wahrheit verbarg er ein befriedigtes Schmunzeln.

Dann gingen beide. Die kleine, leichte Ega neben dem ragenden Hünen. Veit sah ihnen durch die Türspalte nach. „Kluges Mädchen! Ja, sie hat's von der Mutter geerbt." Verzückte Vaterliebe verschönte einen Augenblick sein Diebsgesicht.

Und Ega wurde Peer Halfs Braut. Die Fischer lächelten ein wenig über das ungleiche Paar. Ega saß jetzt allabendlich mit ihnen am Tisch. Peer hatte den Arm um

sie gelegt, und sie hörte von den Fahrten und Abenteuern der erfahrenen Männer. Einer kam hinzu, der recht lustig erzählen konnte, der junge Matrose Ario, der nach langjährigen Seefahrten einen Urlaub in der Heimat verbrachte. Wenn er die ganze Tischgesellschaft verblüffte oder zum Lachen brachte, sah Ega ihn mit glänzenden Augen an; dann überhörte sie sogar Peers seltene Reden, die alle anderen doppelt zu beachten pflegten, weil sein sonstiges Schweigen seinen kargen Worten Achtung verschaffte. Wenn Peer ihre verträumte Zerstreutheit bemerkte, wurde der Arm, der auf ihren Schultern lag, schwerer, dann schaute sie erschreckt zu dem düstern Mann empor, und ihre verschleierten Augen schienen ihn zu liebkosen.

Eines Abends trat Ario zu Veit hinter den Schanktisch. Er brauchte Geld, und Veit ließ sich lange bitten, um die Zinsen entsprechend hinauftreiben zu können. „Komm' morgen," sagte er, „jetzt geht's nicht." Sein Blick streifte Peer, dem er noch immer eine große Summe Geldes schuldete.

Am nächsten Tage bekam Ario das Geld — Peers Geld — wofür er Wucherzinsen zahlen mußte. Aber daran dachte er kaum und fühlte sich glücklich, als er es in seiner Tasche lustig klimpern hörte.

In dieser Festtagslaune traf er Ega, die eben von kleinen Einkäufen heim kam. Sie sprachen ein paar Worte; Scherz wurde bald zur verliebten Neckerei. Ario wollte ihr den Korb entwinden, sie entwischte ihm lachend. „Fang' mich!" In großen Sprüngen eilte sie davon, die zerklüftete Steilküste hinan.

Ario folgte ihr. Mit fliegenden Röcken lief Ega empor, immer höher hinauf, wo es einsam wurde zwischen schroffen, riesigen Felsblöcken.

„Küß mich doch!"

Ario rannte, konnte aber die Leichtfüßige nicht einholen.

Unerwartet stand etwas Dunkles vor ihm; Peers mächtige Gestalt. Ein Schlag und Ario taumelte. Peer wandte sich von ihm ab und eilte Ega nach, die nichts bemerkt hatte und lachend weiterlief. Auf einem Felsvorsprung, einem mächtigen Block, der aus der wild zerrissenen Steilküste weit über das Meer hinausragte, mußte sie stehen bleiben, da hier der Weg endete. Tief unter ihr lag das blendende Meer. Da stand sie im hellen Kleid und hob sich in ihrer blutwarmen Jugend vom weiten Himmel ab. Sie atmete tief und blickte um sich, lachend den Kuß des jungen Ario erwartend.

Den steilen Felsweg keuchte Peer Half empor, den Kopf vorgestreckt, mit mächtig arbeitender Brust, die Augen starr und blutunterlaufen. Das Mädchen erblaßte, Todesangst schüttelte den schmalen Körper. Angstvoll rief sie: „Peer!"

Je näher er kam, umso drohender schien er ihr. Sie wich vor ihm zurück; einen Schritt und noch einen. Ein Schrei ..." Tief unten empfing das unbeirrt ruhige Meer das heiße, junge Leben.

Peer Half wäre des Mordes verdächtigt worden, wenn der Unglücksfall nicht durch eine Zeugin geschildert worden wäre. Thus, ein verwaistes Fischermädchen, war an jenem Tag auf die Felsen gestiegen, um Möweneier zu suchen. Sie hatte Egas letztes Wort, Peers Namen, gehört und die bebende Angst ihrer Stimme vernommen. Da hatte sie sich aus ihrer gebückten Stellung aufgerichtet und hinter dem zerklüfteten Gestein hervorgesehen. Ega stand am äußersten Rand des schwebenden Felsblockes, die Hände gegen den herankommenden Peer ausgestreckt,

als wolle sie ihn abwehren. Als er nur noch wenige Schritte von ihr entfernt war, wich sie immer mehr zurück und stürzte in die Tiefe. Was sie gehört und gesehen hatte, besiegelte Thus vor Gericht mit einem Eid. Man konnte Thus' Worten Glauben schenken. Ihr verstorbener Vater war lange Zeit Friedensrichter gewesen, und der Adel seiner Gesinnung und Lebensführung lag noch über seinem einzigen Kind. Dennoch gaben manche Peer Half im geheimen Schuld am Tod der kleinen Ega. Veit bestärkte die Leute darin und behauptete, der düstere Mensch habe das unschuldige Kind in seiner Eifersucht zu Tod gehetzt.

Peer Half wurde noch verschlossener, zog sich immer mehr von den Menschen in sich selber zurück und auch bei der Arbeit mit anderen Fischern kam selten mehr ein Wort über seine Lippen.

Oben, auf dem Felsblock, der ins Meer hinausragte, wurde ein Kreuz errichtet. Mit weitgebreiteten Armen stand es düster gegen den weiten Himmel und bezeichnete die Stelle, wo Peer Halfs Braut dem Tod in die Arme gesunken war.

Thus ging oft hinauf. Sie hatte die kleine Ega trotz ihres Leichtsinnes gern gehabt und schon in der Schule guten Einfluß auf die Jüngere ausgeübt. Thus versank vor dem Kreuz in Gedanken. Eigentlich war Ega in Liebe gestorben, gleichviel, ob ihr Herz dem düstern Peer oder dem lachenden Matrosen gehört hatte. Ob Ega das Glück, von Peer Half geliebt zu werden, wohl ermessen hatte?

In der Nacht vor dem Tage, an dem sich Egas Tod jährte, stieg Peer Half zu dem Felsenkreuz hinan. Die weiche Lichtflut des Mondes zog ihre dünnen Netze über das dunkle, zerklüftete Gestein. Hin und wieder schoß eine aufgescheuchte Möwe mit krächzendem Schrei em=

por, und ihr silbriger Körper verschwand im weichen, dunstigen Licht. Peer ging zum Kreuz hin, umfaßte es mit seinem Arm und trat einen Schritt vor, hart an den Rand des Felsblockes. Unter sich sah er das glänzende Meer mit dem gläsernen und doch undurchsichtigen Spiegel. Als er das Antlitz langsam hob und den Blick am dunklen Kreuz emporschweifen ließ, fühlte er weichen, zarten Duft. Ein Blumenkranz hing über den Kreuzarmen. Zum erstenmal im Leben weinte Peer. Weinte, weil andere ihr Blumen geben konnten; in seinem Herzen war keine Liebe mehr für das tote kleine Mädchen, von dem er sich sein Lebensglück erhofft und das ihn betrogen hatte. Er trat zurück, stürzte vor dem Kreuze in die Knie und betete in lauten, stürmischen Worten.

Drüben, an zwei übereinander gestürzten Felsblöcken lehnte Thus. Das Mondlicht durchschimmerte ihr weißblondes Haar. Still stand sie da. Erst jetzt sah Peer das Mädchen und war unwillig, weil sie sein Gebet gehört haben mußte. „Was suchst du da in der Nacht?" fragte er rauh.

„Ich brachte Ega Blumen."

Peer trat nahe zu ihr, sah Tränen in ihren Augen und wandte sich ab. „Du weinst um sie; ihr seid ja doch alle gleich! Auch du wirst einmal deinen Bräutigam oder deinen Mann betrügen."

Eine Wolke zog über den Mond. Es war dunkel geworden; das Kreuz hob sich größer als sonst vom schwach durchleuchteten Himmel ab.

„Warum redest du nicht?" fragte Peer.

Thus atmete kaum.

Dann strahlte das Licht wieder auf; jedes Blättchen im Blumenkranz des Kreuzes schimmerte silbern.

„Was ist das für ein Leben!" sagte Peer und begriff

nicht recht, wieso es kam, daß er auf einmal so viel reden konnte, mehr als sonst in Wochen. „Warum mußtest du zu meinen Gunsten aussagen? — Ich hätte ruhig geduldet, daß sie mich für den Mörder gehalten und gehängt hätten, dann hätte ich jetzt im Grab Ruhe! Ich bin frei; aber alle sehen mich scheel an, als hätte ich das Mädchen umgebracht."

Thus fragte Peer: „Ist dir's nicht genug, wenn ein Mensch an dich glaubt?"

„Zeig' ihn mir!" schrie er höhnisch. „Die Kameraden? Die glauben doch, was ihre Frauen sagen, denen Veit seine Märchen aufbinden kann. Wie heißt der Mensch, der an mich glaubt?"

„Ich," sagte Thus. Der laue Wind verwehte das leise Wort, daß es fast verhauchte.

Peer betrachtete sie lange. Er sah die hohe, reine, weiße Stirn und drückte gerührt einen Kuß darauf.

Thus hob den Kopf, so daß seine Lippen auf ihren Mund niederglitten. Da schnellte er zurück. „Laß mich, ich will nicht, nein! Ihr seid doch alle gleich! Morgen wird irgend so ein Ario kommen, dann läßt du dich von ihm fangen wie Ega."

„Du wirst es lernen, an mich zu glauben," sagte Thus.

Er sah den Ernst in ihrem weißen Gesicht. „Ich habe eine Frau lieb gehabt, hoch oben im Norden; sie ist mein Weib geworden. Sie war eine Witwe und alle sagten, ihr Lebenswandel sei nicht gut. Aber ich glaubte ihr. Und dann bin ich schrecklich erwacht. Da ließ ich alles zurück, alles. Ich war ein reicher Mann dort oben; hier wurde ich wieder ein einfacher Fischer und habe ruhig gelebt, bis die kleine, schwarze Ega kam. Ein Kind dacht ich mir; du wirst das junge Bäumchen hüten und pflegen, und

es wird dir allein blühen. Aber ehe ich es noch mein eigen nannte ..." jäh brach er seine Beichte ab.

Thus' helles Gesicht leuchtete vor ihm, klar und rein hob es sich von den dunkeln Felsen ab. „Falsch! Falsch!" sagte er zu sich und hielt sich zurück, um sie nicht in die Arme zu nehmen.

Schweigend stiegen sie durch die stille Nacht zu den Hütten nieder.

Am Morgen hing schwarzer Himmel über dem Meer. Am Felsenkreuz knieten Veit und die Seinen; auch viele Fischerfrauen waren zur traurigen Feier gekommen. Veit nahm den Kranz vom Kreuz und warf ihn schluchzend in die See als Totenblumen für sein Kind. Thus stand bleich unter den Fischerfrauen. Ein Windstoß fegte wild daher; Thus' Blumen verschwanden in den aufschäumenden Wogen.

In der folgenden Nacht ging das Meer unruhig. Sturm sprang auf. Sie hörten es in den Fischerhütten; tosend schlug das Meer gegen die Felsen. Das Weib des jungen Fischers Jens Telken stand am einsamen Strand und wartete auf den Mann, dem sie erst seit Wochen angetraut war. Er war zum Jahrmarkt gefahren und mußte jetzt auf der Rückfahrt sein. Weit draußen erblickte sie ein schwankendes Licht.

Immer ungebändigter dröhnten die Stimmen des Sturmes, brüllende Schreie schien das Meer auszustoßen. Das junge Weib rannte zur nächsten Hütte und pochte schreiend gegen die Tür. „Hilfe, mein Mann ist draußen!"

Es war Peer Halfs Hütte. Er kam heraus. Das Weib umklammerte seine Hände. „Sein Boot ist unterwegs! Es ist das schwache, das hält den Sturm nicht aus! Hilf ihm!"

Peer Half holte seine Teerjacke; das Weib wartete voll ängstlicher Ungeduld. Während er zum Boot ging, lief

sie zu anderen nahe gelegenen Hütten. Fischer kamen mit Windfackeln herzu.

Peer Halfs starkes Boot war bald flottgemacht. Männer fragten: „Kannst du uns brauchen, Peer?"

„Nein! Ihr habt Weib und Kind."

Die Fischer sahen nach ihren Hütten, nach den kleinen Fenstern, hinter denen Kinder lagen, ahnungslos in ruhigem Schlaf. Ja, Half war frei; er konnte es leichter wagen, sein Leben einzusetzen. Sie waren nicht feig, hatten oft genug mit dem Tode gerungen, und wenn Peer Half nicht gewesen wäre, hätte jeder von ihnen die Rettung des gefährdeten Kameraden versucht.

„Los!" schrie Peer Half durch den Sturm. Im letzten Augenblick lief eine helle Gestalt heran und schwang sich ins Boot, das die Fischer eben ins Wasser stoßen wollten.

„Thus!" schrie ein Mann, „zurück! Ans Land! Er kann jetzt kein Weib bei sich brauchen!"

Aber Thus kauerte schon zu Peers Füßen und umklammerte seine Knie.

Sturmgepeitschte Windfackeln beleuchteten ihre Gesichter; das strenge, herbe des Mannes und das junge, begeisterte des Mädchens. Mit zuckender Stimme sagte Peer: „Sie bleibt!"

Dann ging es hinaus gegen Wellen und Wogen.

„Rechts! Rechts!" schrie Jens Telkens Weib ihnen nach; dort hatte sie zuletzt das schwache Licht des Bootes gesehen.

Stumm ruderte Peer Half. Der Sturm peitschte sein Gesicht, Wellen sprangen über das Boot weg. Peer Half kämpfte. Thus saß stumm und starrte dorthin, wo Peers Augen sein mußten, die sie in der Dunkelheit nicht sah. Der Sturm machte alle Arbeit zunichte. Wenn sie ein wenig vorwärts gekommen waren, schleuderte er sie

wieder zurück. Das Boot tanzte über die Wellen, hob und senkte sich. „Wir kommen nicht durch!“ keuchte Peer.

„Wenn ich nur bei dir sein darf,“ sagte Thus. Sie konnte nicht sehen, wie sein Gesicht aufleuchtete. Ihre Liebe gab ihm Mut. Noch einmal stemmten sich seine starken Arme gegen die Wucht des Meeres. Da riß ihm ein klatschender Wogenschwall die Ruder aus den Händen. „Das ist das Ende,“ sagte Peer Half. Thus legte den Kopf an seine Brust. So wartete sie auf den Tod, von Peers Armen fest umschlungen.

Die Fischer am Strand beteten. Jens Telkens junges Weib hielt es für ein gutes Omen, daß eine Liebende im Boote des Retters war.

„Dir hätt' ich geglaubt,“ sagte Peer Half. Thus schloß die Augen, das Leben schien ihr erfüllt, denn nach diesen Worten konnte es kein schöneres geben.

Wellen hoben sich, Wellen rauschten und stürzten. Peer Half und Thus lächelten dem Tod entgegen.

Zahlenrätsel

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10	Stadt in Österreich.
2 3 8 4 5	Ein Waschmittel.
3 7 9 3	Ein weiblicher Name.
4 3 2 4 5 6	Ein Mordwerkzeug.
5 2 5 7 3 6 10	Ein Tier der Wildnis.
6 5 4 5 9	Ein Menschenstamm.
7 9 3 6 1 7 8 9 10	Eine Stadt in Deutschland.
8 6 4 3 9 6	Ein Staat.
9 3 10 10 5 6	Ein lästiges Ungeziefer.
10 3 2 5 9	Ein Geldstück.

••••••••

Homonym

Zieht der Sohn in die Welt, so nennt es die Mutter das ihre,
Scheidet die Mutter, der Sohn jammert, daß er es sei.

Auflösungen folgen am Schlusse des nächsten Bandes.

Von schädlichen Lichtstrahlen

Von Dr. Zernik

Das Sonnenlicht und ebenso jedes andere künstliche Licht, das uns so „weiß" erscheint wie das Sonnenlicht, beispielsweise das elektrische Licht, ist bekanntlich wirklich gar nicht weiß, sondern besteht, wie Newton schon im Jahre 1666 feststellte, aus einer großen Anzahl verschiedenfarbiger Lichtarten. Läßt man es durch ein Glasprisma gehen, so werden diese verschiedenen Lichtarten, aus denen das weiße Licht sich zusammensetzt, verschieden stark abgelenkt, und man erhält auf diese Weise ein regenbogenfarbenes Band, ein sogenanntes „Spektrum", das von Rot über Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo bis Violett reicht. Nun ist aber tatsächlich mit Rot bis Violett, wie wir es sehen, das Spektrum keineswegs erschöpft. Vielmehr gibt es noch weitere Strahlen nach beiden Richtungen, sowohl über das äußerste Rot hinaus — infrarote —, wie über das äußerste Violett hinaus — ultraviolette —, die sich unserer Wahrnehmung entziehen. Nur besonders empfindliche Personen, unter anderem auch staroperierte, vermögen hinter dem Violett des Spektrums noch ein Lavendelgrau zu sehen. Daß manche Tiere ein nach beiden Richtungen erheblich weiteres Farbenempfinden besitzen als der Mensch, kann nicht bezweifelt werden. Noch empfindlicher ist die photographische Platte; mit ihrer Hilfe ist es gelungen, festzustellen, daß das Sonnenspektrum nach beiden Richtungen hin etwa je noch einmal so weit reicht, als es unserem Auge erscheint.

Ihrer Wirkung nach sind die infraroten bis orangen Strahlen die am meisten wärmenden, die gelben und grünen die am meisten leuchtenden, und die blauen, violetten und ultravioletten die am meisten chemisch wirken-

den. Sie haben gleichzeitig auch die geringsten Wellenlängen und heißen deshalb auch kurzwellige Strahlen; die Wellenlängen werden umso geringer, je weiter hinein es in das Ultraviolett geht.

Die chemisch am meisten wirksamen Strahlen, insbesondere die ultravioletten, sind die Ursache der verschiedenartigen Schädigungen, die durch Sonnenlicht und ebenso durch künstliche Quellen „weißen" Lichtes hervorgerufen werden können.

Derartige Schädigungen gibt es vielerlei. Daß beispielsweise Gardinen, auf die Dauer der Sonne ausgesetzt, „verbrennen", das heißt mit der Zeit morsch werden und zerfallen, weiß jede Hausfrau. Allbekannt ist auch das „Verschießen" vieler gefärbter Stoffe im Sonnenlicht. Umgekehrt werden weiße Strohhüte, der Sonne ausgesetzt, allmählich gelb, und der ursprünglich farblose Lack, mit dem sie überzogen sind, verfärbt sich dunkel. Hieher gehört weiter auch namentlich das Vergilben von Papier, insbesondere von Holzstoffpapier. Ebenso wird Holz im grellen Sonnenlicht allmählich dunkel verfärbt; es sei nur an die Holzhütten im Gebirge erinnert, bei denen das ursprünglich hell wasserfarbene Holz sich im Sonnenlicht allmählich tief schwarzbraun färbt. Ferner gibt es eine große Reihe von Chemikalien, die sich im Sonnenlicht unter Dunkelfärbung zersetzen und deshalb sorgfältig vor ihm geschützt werden müssen.

Dies sind nur einige Beispiele von der Schädigung, beziehungsweise Veränderung unbelebter Stoffe durch die ultravioletten Strahlen des Sonnenlichtes.

Diese Schädigungen würden noch viel größer sein, wenn die Natur nicht selber die Wirkung jener Strahlen durch geeignete Schutzmaßnahmen abzumildern wüßte.

Vor allem hält die Atmosphäre selber einen beträcht-

lichen Teil gerade der am meisten kurzwelligen Strahlen zurück; ebenso wird eine nicht unerhebliche Menge von ihnen beim Auftreffen auf die dunkle Erdoberfläche, auf Felder und Rasen verschluckt.

Je dünner und staubfreier anderseits die Atmosphäre ist, desto weniger werden die ultravioletten Strahlen zurückgehalten. Weiter reflektieren große Wasserflächen, noch mehr Schnee- und Eisfelder das auffallende Licht, und von ihm namentlich die ultravioletten Strahlen in erheblichem Maße. Daher ist die „Sonnenstrahlung" im Hochgebirge, an der See, auf Gletschern und Schneefeldern so intensiv.

Der menschliche Körper wird vom grellen Sonnenlicht unter normalen Bedingungen im allgemeinen nicht geschädigt, umso weniger, als ihm noch besondere Abwehrmaßregeln zur Verfügung stehen, um namentlich Schädigungen von Auge und Haut, die beide in erster Linie empfindlich gegen die ultravioletten Strahlen sind, zu vermeiden.

Zunächst reagiert das Auge ja an und für sich auf intensiven Lichtreiz — „Blendung" — unwillkürlich durch sofortige Verengerung der Pupille und Zukneifen des Lides und erschwert dadurch den schädlichen Strahlen den Zugang. Weiter aber vermögen Hornhaut und mehr noch Kristallinse ultraviolettes Licht und insbesondere die ganz kurzwelligen, am meisten schädlichen Strahlen derart stark zu absorbieren, daß diese nur sehr geschwächt bis zum Augenhintergrund beziehungsweise auf die Netzhaut gelangen, und daraus erklärt es sich ja eben auch, daß wir die ultravioletten Strahlen nicht „sehen", das heißt wahrnehmen können.

Auch die Haut vermag sich gegen allzu starke Sonnenstrahlung zu schützen. Bekanntlich besteht die menschliche

Oberhaut aus drei Schichten. Zu oberst liegt die Hornschicht, die, ähnlich wie die Hornhaut des Auges, an sich schon einen Teil der kurzwelligen Strahlen verschluckt. Unter ihr liegt die Schleimschicht und dann die sogenannte Körnerschicht. In dieser bildet sich ein dunkler Farbstoff, dessen Menge bei den einzelnen Individuen verschieden ist; er verleiht der Haut eine eigene Färbung und schimmert durch die Schichten der Oberhaut, ebenso wie das in der Haut kreisende Blut. Unter dem Einfluß stärkerer Sonnenbestrahlung kommt es nun zu vermehrter Bildung dieses Farbstoffes, so daß sich die Haut bräunt: es tritt das sogenannte „Abbrennen" ein, das namentlich an brünetten und vollblütigen Personen auffällig ist. Diese unter dem Einfluß der grellen Bestrahlung gebildeten Farbstoffe wirken nun in der Haut als „Lichtfilter", das heißt sie filtrieren die ultravioletten Strahlen gewissermaßen ab, ähnlich wie die rote Glasscheibe in der photographischen Dunkelkammer, verwehren ihnen den Zutritt zur tiefer gelegenen Lederhaut und verhüten dadurch Reizwirkungen.

Nicht ohne Bedeutung ist dabei die mehr oder minder starke Durchblutung des Hautgewebes; je blutreicher es ist, desto stärkeren Schutz gegen allzustarke Strahleneinwirkung läßt es erwarten. Deshalb sind auch, wie schon erwähnt, dunkelhäutige und vollblütige Personen weniger empfindlich gegen kurzwellige Strahlen als hellhäutige und blutarme. Diese neigen auch weniger zum „Abbrennen", dagegen mehr zu Sommersprossen. Daß die Entstehung der letzteren mit dem Einfluß des grellen Sonnenlichtes in engster Beziehung steht, darf als sicher gelten. Man könnte Sommersprossenbildung demgemäß gewissermaßen als „teilweises Abbrennen" auffassen, doch ist das letzte Wort hierüber noch nicht gesprochen.

Der eben geschilderte Schutz des menschlichen Körpers gegen unerwünschte Strahlenwirkungen hat aber seine Grenzen. Er versagt, sobald ultraviolette Strahlen in besonders starkem Maße oder besonders lange einwirken.

So sind Sonnenbäder an sich heilsam; sie werden ja ärztlicherseits auch zur Bekämpfung gewisser Krankheiten, wie zum Beispiel Tuberkulose, benützt. Im Übermaß angewendet, können sie aber zu fieberhaften Erkrankungen, unter Umständen auch zu starken nervösen Beeinträchtigungen führen. Die als „Sonnenstich" oder „Hitzschlag" bekannte Erkrankung dagegen ist, wie nebenbei erwähnt sei, nicht auf die Wirkung der ultravioletten Strahlen zurückzuführen, vielmehr auf übermäßige Erhöhung der Körperwärme.

Bekannt sind ferner der sogenannte „Sonnenbrand" oder „Gletscherbrand", wie er bei Badenden, Ruderern und anderen Sportsleuten, die den mehr oder weniger unbedeckten Körper, namentlich wenn er feucht ist, längere Zeit greller Sonnenbestrahlung aussetzen, und insbesondere auch bei Hochtouristen zu beobachten ist. Diese Wirkung der ultravioletten Strahlen zeigt sich erst nach einigen Stunden als schmerzhafte Rötung und Entzündung der Haut. Nach zwölf bis vierundzwanzig Stunden ist der Höhepunkt erreicht; dann erfolgt allmähliche Abschälung der gereizten Hautstellen. Die darunter neugebildete Haut ist dunkler gefärbt und stärker durchblutet — es hat sich also ein verstärkter natürlicher Schutz gegen neue Schädigungen gebildet.

Parallel mit Gletscherbrand läuft die als „Schneeblindheit" bezeichnete Reizung des Auges. Wenn auch die kurzwelligen Lichtstrahlen, wie oben erwähnt, durch Hornhaut und Linse zurückgehalten werden und somit nicht ins Augeninnere gelangen können, so vermögen

sie doch beträchtliche Reizungen des äußeren Auges hervorzurufen: Schwellung der Lider, starke Entzündung der Bindehaut, verstärkten Tränenfluß, große Schmerzhaftigkeit, Lichtscheu und dergleichen. Auch diese Erscheinungen treten nicht sofort, sondern erst nach einigen Stunden ein und klingen nur allmählich wieder ab.

Ganz analog wie die ultravioletten Strahlen des Sonnenlichts wirken auch die kurzwelligen Strahlen künstlicher Lichtquellen.

Deshalb muß zum Beispiel der Arzt bei der zu Heilzwecken vielfach angewandten Behandlung mit künstlicher Höhensonne, die den kranken Körper einer an ultravioletten Strahlen besonders reichen künstlichen Lichtquelle aussetzt, die Strahlenwirkung sorgsam abmessen, um unerwünschte Verbrennungen der Haut, ähnlich dem Sonnenbrand, zu vermeiden.

Es ist wenig bekannt, daß die moderne Filmtechnik nicht selten zu Augenschädigungen durch allzu intensive Strahlenwirkung führt. Die üblichen Atelieraufnahmen finden meist in nicht allzu großen Räumen statt, die durch offene, also nicht durch die sonst üblichen Milchglasglocken abgeblendete, mit Scheinwerfern versehene Kohlenbogenlampen, sogenannte Jupiterlampen, derart grell erhellt werden, daß das Tageslicht weit überstrahlt wird. Noch intensiver ist die Belichtung bei Einzelaufnahmen, wie sie für die als Einleitung vieler filmbeliebten überlebensgroßen Porträts der Hauptdarsteller erforderlich sind. Hier wird der betreffende Schauspieler aus einer Entfernung von nur einem Meter mit einer Lichtquelle bestrahlt, die an Helligkeit mehrere hunderttausend Kerzen stark ist. Das führt zu Augenschädigungen, deren Erscheinungen denen der Schneeblindheit durchaus gleichen, eher noch heftiger sind. Nicht wenige unserer bekannten

Filmgrößen haben unter dieser „Berufskrankheit" schwer zu leiden.

Eine ähnliche, nur noch durch gleichzeitige Hitzeeinwirkung komplizierte Augenschädigung durch kurzwellige Strahlen findet sich häufig auch bei Glasbläsern und heißt deshalb „Glasbläserstar".

Gegenüber derartigen Schädigungen, von denen hier nur einzelne, besonders hervorstechende erwähnt wurden, war man natürlich auf Abhilfe bedacht.

Das Auge schützte man durch dunkle Brillen. Graue oder blaue Brillen, wie man sie anfangs anwandte, sind freilich durchaus zwecklos, da sie ja gerade die kurzwelligen Strahlen hindurchlassen. Dagegen haben grüngelbe Brillen sich recht gut bewährt. Wo sie, wie bei Filmaufnahmen, aus naheliegenden Gründen nicht anwendbar sind, hat man durch Einträufelung gewisser farbloser Substanzen ins Auge einen zeitweiligen Schutz erzielt.

Gegen Sonnen- und Gletscherbrand kann man sich durch braune oder braungelbe Schleier schützen. Bequemer sind Salben, welche die ultravioletten Strahlen zurückzuhalten vermögen. Im Gebirge sieht man häufig, wie die Hochtouristen Gesicht und Hände mit derartigen, mehr oder weniger gefärbten Soßen schützen.

Bei Bestrahlung zu Heilzwecken pflegen die Ärzte die Dauer der Lichteinwirkung sorgsam zu dosieren und auf die zu behandelnden Stellen zu beschränken, während die anderen Körperteile durch für kurzwellige Strahlen undurchlässige Bedeckungen abgeblendet werden.

Chemikalien schützt man durch Aufbewahrung in gefärbten, namentlich gelbbraunen Gläsern vor schädlicher Lichteinwirkung. Die oft benutzten Gefäße aus blauem Glase oder aus Milchglas sind für diesen Zweck ungeeignet.

In geschlossenen Räumen, öffentlichen Sammlungen und dergleichen tun gelbe Vorhänge gute Dienste, umso mehr, als ja schon das gewöhnliche Fensterglas die ultravioletten Strahlen etwas zurückhält.

Immerhin sind trotz aller Schutzmaßnahmen die Schädigungen durch ultraviolette Lichtstrahlen größer, als man allgemein annimmt.

Silbenrätsel

Aus den Silben ai, an, ca, chard, dan, del, e, em, en, eng, ham, hi, huk, im, ke, kel, land, lo, mann, mel, ne, neu, not, pe, pos, qui, ran, re, rho, ri, ro, te, ti, ting, tos, trum, wes, wind, zi sind siebzehn Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Schillers „Wilhelm Tell" ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Stadt in Südafrika, 2. italienische Grenzstation, 3. grammatikalischer Begriff, 4. Stadt in England, 5. Insekt, 6. Flieger im Weltkrieg, 7. männlicher Vorname, 8. Stadt in Indien, 9. altitalienischer Dichter, 10. Gedichtform, 11. deutscher Geschichtschreiber, 12. geistliches Musikstück, 13. Verwandte, 14. Oper von Puccini, 15. italienischer Maler, 16. Inselreich, 17. Strom in Frankreich.

••••••••

Akrostichon

Dachs, Engel, Sippe, Horn, Lid, Most.

Aus jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umänderung des Anfangsbuchstabens ein anderes Hauptwort zu bilden, derart, daß die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter im Zusammenhang einen beliebten Tanz nennen.

••••••••

Verschiebeaufgabe

Die Wörter Etwas, Samiel, Liter, Smoking, Damian, Tragant sind untereinander zu stellen und seitlich so zu verschieben, daß drei benachbarte senkrechte Buchstabenreihen drei deutsche Städte nennen.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes.

Mannigfaltiges

Gefunden

Der Junge trieb die Kühe mit „Hüh" und „Hoh" über den Hof. Hans Ivers half ihm, griff nach den Stricken und zerrte die Tiere in den Stall. Das ging nicht leicht, denn es war Jungvieh, das noch nicht eingewöhnt war. Der junge Bauer mußte sich plagen, bis er sie langsam an ihre Plätze gedrängt hatte. Dann ging er vor die Tür, steckte die Pfeife an und wartete auf seine Frau, die draußen noch arbeitete.

Im Westen sank die Sonne und warf mattgelbes Licht über das Land. Nur da, wo sie dunkle Stämme und junge Äste der Erlen beschien, flammte sie golden.

Der junge Bauer dachte daran, daß es Frühling gewesen war, als er sein Weib heimgeführt. Er rechnete nach. Es waren genau noch drei Wochen, bis ihre Ehe sich jährte. Ein seltsam dankbares Gefühl wurde in ihm wach. Er dachte an seinen erstgeborenen Jungen, den sie ihm geschenkt, und schaute froh über die nebelfeuchte Niederung. Aber dann kamen langsam andere abgründige Gedanken, die ihn nun schon seit Wochen quälten.

Kurz vor seinem Seminarexamen war es gewesen, als er Elsbe Noor kennenlernte. Mit dem Überschwang und rascher Entschlossenheit der Jugend hatte er Wissenschaft und Beruf im Stich gelassen, weil er glaubte, unsägliches Glück zu erringen, wenn er mit dem schönen, träumerischen Mädchen eins würde.

Und nun? — Das Leben war doch einförmig geworden. Elsbe war still und verträumt geblieben und ihm, dem Brausenden, Jungen, fehlte das Kämpfenmüssen seines Alters. Er fühlte sich eingeengt, gehütet. Verlangen nach Erleben drängte in ihm; ihn engten die Schranken ein, die ihm die Ehe mit der still Schaffenden gezogen.

Wenn nur der Junge erst größer wäre. Dann würde er sich mit dem abgeben und anderen, die vielleicht kommen würden.

Die junge Frau kam über die Wiesen; müde, schwer schreitend trat sie zu ihrem Mann und faßte seine Hand. Die letzten Sonnenstrahlen spielten in ihrem Haar; ihr feines, schmales Gesicht

glühte in tiefem Rot. In ihren Zügen lag schüchterne Innigkeit. Hans Ivers streichelte ihre Wangen. Sie sah ihn demütig an, freute sich und dankte ihm.

Nach dem Abendessen wollte Hans Ivers in den Krug. Nachdenklich gestimmt, fand er keine rechte Lust dazu. In Erinnerung an seine Junggesellenzeit bog er ab und ging am See entlang durch die Dämmerung.

Im Westen lagen Wolken, die weinrot leuchteten.

Er dachte an sein Weib und sann still vor sich hin. Woran lag die Entfremdung? — Warum konnte er nicht mehr mit ihr plaudern von seinen Gedanken und Plänen? — Ach, Elsbe blieb sich immer gleich, war einverstanden mit allem, zufrieden, dankbar. Ihm war, als empfände sie weder Haß noch Liebe, als wäre es nur Pflicht, die sie bestimmte.

Nachdenklich ging Hans Ivers langsam heim.

Als er zum Hof kam, stand sein Weib vor der Tür und winkte ihm zu mit leisem, stillem Lächeln.

Sein Blick streifte rasch ihre hohe, stolze Gestalt in den Arbeitskleidern, er wollte reden, ging aber müde ohne Gruß in seine Stube.

In der Nacht erwachte Hans Ivers mit einem seltsamen Gefühl. Ihm träumte, unsichtbare Wesen huschten über die Diele und bliesen giftige Luft aus, in der er fast erstickte. Dann pochte es wie mit harten Fäusten an die Fenster. Er sah einen hellen, wogenden Schein über sich. Er wollte sich aufrichten, taumelte, brach zusammen und raffte sich endlich gewaltsam auf mit quälendem Schmerz im Kopf. Da sah er, wie Elsbe aus dem Haus geführt wurde; beide Hände an die Schläfen gepreßt, schaute sie qualvoll, verzweifelt um sich.

„Der Jung'!“ klagte sie.

„Der Jung'!“ stöhnte er; wollte sich losreißen. Aber das Weib war aufgefahren. Als hätte sie ihn gehört, lief sie in den roten Rauch hinein, der aus dem weit offenen Hoftor hervorqualmte. Er wollte ihr nach, schwankte, brach in die Knie und konnte sich nicht besinnen.

Zweimal schrie er ihren Namen, rief nach dem Jungen. Da

erst kam er zu sich, begriff, daß Elsbe im Feuer sein Kind suchte. Heller als der Feuerschein stand jäh sein Dünkel, standen alle Gedanken vor ihm, die ihn am Abend gepeinigt hatten, als er, über Elsbe sinnend, heimgegangen war.

Er sprang auf und lief mitten durch flammendes Rot in die Diele. Das Vieh brüllte an den Ketten. Brechen und Knacken hörte er. Unter quirlendem Rauch brach eine Wand zusammen. Eine helle Flamme schoß ihm entgegen, beleuchtete einen Augenblick blendend die Wände; dann ward es wieder dunkel. Aus einer Luke prasselten brennende Fetzen und Späne, fielen ihm auf Nacken und Hände.

Mit vorgestreckten Armen tastete und stolperte er vorwärts. Kehle und Brust brannten ihm vom Rauch, seine Hand straffte sich; vor seinen Augen drehten sich Wände und Gebälk. Gelbes Feuer flammte auf, lief an den Wänden entlang, und die Diele stand in taghellen Lohe.

Er sah eine Gestalt, die taumelte, als trüge sie eine zu schwere Last. Sie schützte sie mit ihrem Leib, hielt sie an die Brust gepreßt und wehrte verzweifelt niederfallendes Feuer ab.

Hans griff nach dem Kind und riß sein Weib empor. Die unverhoffte Hilfe schien ihr nochmals Kraft zu geben, stolpernd folgte sie an seiner Hand über die Diele.

Im Tor kamen ihnen Männer entgegen, halfen ihnen heraus, nahmen das Kind und wollten die hilflose Frau wegtragen. Aber Hans Ivers klammerte sich an sie, liebkoste und küßte sie vor allen Leuten. K. Kett.

Gottfried-Keller-Anekdoten

Der greise Dichter Gottfried Keller hatte in Zürich in geselligem Kreise einen festlichen Abend verbracht. Endlich nahm man Abschied und Keller machte sich mit seinen beiden Malerfreunden, Arnold Böcklin und Martin Koller, in rosigster Laune auf den Heimweg. In der Nacht war das bisherige Tauwetter einem Frost gewichen, und auf dem etwas steilen Weg, der vom „Künstlergütchen" in die Stadt hinunter führt, glitt Koller, der am Arm Böcklins ging, aus und riß den Freund im Sturz mit. Keller half

ihnen wieder auf die Beine. Nun wollte aber weder Böcklin noch Koller zuerst gestürzt sein. Sie riefen deshalb Keller als Schiedsrichter an. Da sagte der Dichter: „Ihr Sapperloter! Ich weiß nicht, ob der Koller über den Böcklin gekollert, oder der Böcklin über den Koller geböckelt ist.“ —

In Abendgesellschaften bewies Keller ebenso viel Trinkfestigkeit als er Sitzleder besaß, weshalb er gelegentlich erst beim Morgengrauen heimkehrte. Auch geschah es etwa, daß er sich räuchlings und schwänklings und nur auf ansehnlichen Umwegen nach Hause fand, denn in solcher Verfassung liebte er es nicht, von seinen Zechgenossen begleitet zu werden. Einst sprach er um Mitternacht einen ihm entgegenkommenden Studenten an: „Guter Freund, können Sie mir sagen, wo der Gottfried Keller wohnt?“

Der junge Mensch sagte: „Der sind Sie ja selber!“

„Sie Kalb,“ fuhr ihn der Dichter an, „das weiß ich wohl. Wo er wohnt, hab' ich Sie gefragt!“ —

Zu früh der Selbsterziehung überlassen, bedurfte Gottfried Keller von Zeit zu Zeit einer „Anregung von außen“, um seinem sittlichen Wachstum einen Ruck zu geben. Nur zu oft setzte er sich über alle Regeln des Anstands weg, nahm aber eine offene, derbe Zurechtweisung ruhig hin; denn ein ehrlicher Gegner war ihm lieber als Schmeichler, die ihn nur zu häufig umgaben.

An einem Sonntagmorgen spazierte Keller mit einem seiner Freunde und Verehrer in der Umgegend von Zürich. Wie sie nun im eifrigen Gespräch eine Dorfstraße entlang schritten, bog plötzlich ein Leichenzug in diese ein. Als der Leichenwagen an den beiden vorbeifuhr, lüftete Kellers Begleiter, wie es die gute Sitte erheischt, seinen Hut, während der Dichter, obschon dem Wagen zunächst, nicht daran dachte. Die Ungezogenheit verletzte die Bauern, und plötzlich schlug einer der letzten im Zug, ein alter, stämmiger Mann, Keller den Hut vom Kopf. Der Dichter hob ihn auf, sah dem Bauern verblüfft nach und wischte den staubigen Hut mit dem Ärmel ab. Sein Verehrer, tief empört, daß man gewagt hatte, dem berühmten Manne so zu begegnen, grollte: „So ein frecher Kerl, der weiß auch nicht, was Anstand ist!“

Da wandte sich Gottfried Keller um und sagte trocken: „Der bin ich." M. Brie.

Die Herkunft dunkler Redeweisen

An vielen Worten erkennt man noch leicht, daß sie ursprünglich Bilder gewesen sind, mit denen etwas ausgedrückt werden sollte. Ja, eigentlich besteht die ganze Sprache aus Bildern. In unzähligen, im Volk noch immer umlaufenden Redensarten ist zwar das urtümlich Bildhafte sinnfällig genug, doch besteht meist bei denen, die sie anwenden, keine Einsicht in die einstige Bedeutung dieser Worte. Oft hört man sagen, daß jemand bereit ist, eine Wahrheit auf „Stein und Bein" beschwören zu wollen. Wie mag diese Redeweise ehedem entstanden sein? — Eine Erklärung lautet: Wer in alten Zeiten einen Eid leisten sollte, wurde in der Kirche vor den steinernen Altar geführt, unter dem Gebeine eines Heiligen lagen. Er sollte da die Steinplatte berühren und also bei „Stein und Bein" schwören. Das scheint erklügelt. Diese Redeweise ist aber wohl nichts weiter als eine bildliche Bezeichnung großer Festigkeit. Darum sagt man auch: „Es hat Stein und Bein gefroren", und will damit ausdrücken, die Kälte sei so groß gewesen, daß der Frost sogar in so harte Dinge wie Stein und Knochen gedrungen wäre.

„Einem etwas am Zeug flicken", will, wörtlich genommen, besagen: an seinem Zeug, seinen Sachen etwas flicken, in Ordnung bringen. „Was das Zeug hält", will sagen: etwas mit größter Anstrengung tun, so sehr, wie es nur das Gerät aushält. „Sich ins Zeug legen", bedeutet so viel, als gehörig ins Geschirr gehen, sich in die Stränge legen.

Die Redeform: „Das Zeug zu etwas haben", braucht man heute noch bildlich in dem Sinne: die notwendigen geistigen Eigenschaften dazu haben, eigentlich: das Werkzeug. Unsere Handwerker reden noch jetzt immer nur von ihrem Zeug, nicht vom Werkzeug.

Wagt jemand irgendwie zu viel, ist einer toll und ausgelassen, so sagt man wohl: „Er haut über die Schnur". Weniger gebräuchlich ist der Gegensatz dazu: „Nach der Schnur

hauen", oder der Ausdruck, im Fall betont werden soll, etwas ginge einwandfrei und richtig, also: „Wie am Schnürchen". Woher kommen diese bildlichen Redensarten? Der Zimmermann schwärzt mit Holzkohle oder färbt mit Rötel die Richtschnur, zieht sie am zu behauenden Balken straff und läßt sie „schnellen". Bei dieser Prozedur gibt der Faden den Kohlenstaub oder den Rötel an den Balken ab, es bildet sich ein Strich, eine Richtschnur, eine Richtlinie, an der er genau mit der Axt entlang zu hauen sucht. Haut er daneben, also über die Schnur, so verdirbt er den Balken. In einem Gedicht von 1701 heißt es, deutlich die Herkunft dieser Wendung angebend: „Weit über die Schnur hinaus hacken".

Weniger häufig hört man heute noch sagen, etwas sei „verballhornt", das will heißen verdorben oder verschlechtert. Dieser Redensart liegt allerdings keine alte Bildhaftigkeit zugrunde. Der Buchdrucker Johann Ballhorn in Lübeck, der im sechzehnten Jahrhundert lebte, prahlte mit seinen Neudrucken und ließ auf dem Titelblatt einer Fibel drucken: „Verbessert durch Johann Ballhorn." Die Verbesserung bestand aber in weiter nichts, als in den Doppelbuchstaben ff, ll, tt und ss und unglücklicherweise noch darin, daß er auf der letzten Seite der Fibel das bis dahin übliche Bild eines an den Füßen gespornten Hahns in das eines ungespornten veränderte und dem Hahne einen Korb mit Eiern zur Seite setzte. Außerdem ließ er auch noch eine fehlerhafte Ausgabe des Lübecker Stadtrechts drucken. Da ward es bald sprichwörtlich, von einer „verschlimmbesserten" literarischen Arbeit und auch sonst verdorbenen Sachen zu sagen, sie wären „verballhornt".

Wie oft hört man: „Er hat Pech gehabt" oder: „Ich bin ein Pechvogel". Ist jemand übervorteilt oder „ausgeschmiert" worden, so heißt es: „er sei geleimt worden" oder „er ist auf den Leim gegangen". Seit vielen Jahrhunderten war es üblich, kleine Tiere auf Pech oder klebrigen Vogelleim zu locken und so zu fangen. Ein Mensch kann also Unglück haben, wie ein mit aufgestrichenem Pech oder Leim gefangener Vogel an der zähklebrigen Masse kleben bleibt, wodurch er an der

Stange festgehalten wird. Auch Mäuse müssen früher mit Pech gefangen worden sein. So liest man bei Sebastian Franck: „Die Maus hat das Pech, der Vogel den Leim versucht. Die Maus weiß nicht, was Pech, noch der Vogel, was Leim ist, bis sie's versuchen, darob gefangen werden und schwerlich davon kommen."

Wenn in einem lebhaften Kreise ein Mensch wortkarg oder still bleibt, so kann er wohl spotten hören: „Du stehst da wie ein Ölgötze", oder „wie ein Klotz". In einem alten Wörterbuch findet sich die Stelle: „Ölgötz nennt man einen hölzernen Pfosten, an dem man die Lampe aufhängt."

Wird irgend etwas nach festen Regeln, gewissermaßen schablonenhaft erledigt, so heißt es, es sei nach „Schema F" behandelt worden. Die ursprüngliche Herkunft dieser häufig gebrauchten Redensart wird folgendermaßen angegeben. Seit Jahrzehnten, jedenfalls schon vor 1860, war beim Militär ein Muster für Rapporte eingeführt, das den Vorgesetzten bei Besichtigungen der Truppe überreicht wurde. Man nannte sie Frontrapporte, und das Muster dazu Schema F. Die Besichtigungsbefehle lauteten etwa so: „Bei Ankunft des kommandierenden Herrn Generals ist demselben bei der Meldung ein Rapport nach Schema F zu überreichen." Dieses Muster ist vorbildlich, und in jedem ähnlichen Befehl las man ein- oder mehrmals „Schema F". Diese Bezeichnung ist auch dann gebräuchlich geworden, wenn es sich um Dinge handelte, die mit dem F-Rapport nichts zu tun hatten, aber stets nach derselben Formel behandelt wurden. Die Redensart wurde auch in nichtmilitärischen Kreisen bekannt und überall üblich, wenn die Behandlung einer Angelegenheit nach überliefertem Formelkram gekennzeichnet werden soll, wenn alles und jedes über einen Kamm geschoren oder über einen Leisten geschlagen wird. G. Raatz.

Vorgebaut

Der dicke Kanzleirat war überglücklich, wenn er irgendwo und bei irgendwem ein Witzchen anbringen konnte und einen Lacherfolg damit erzielte. Er lachte dann selber so wacker mit, daß sein rundes Bäuchlein wackelte.

Eines Tages saß er hinter seinem Glas Bock im „Goldenen Löwen“, aber die Tischgenossen, die sonst kamen, blieben alle aus. Da setzte sich ein Fremder zu ihm, der, wie sich bald erwies, recht zurückhaltend und schweigsam war. Endlich gelang es dem Kanzleirat doch, ein Gespräch anzuspinnen, aber der andre blieb immer noch zurückhaltend. Als er den rechten Augenblick für gekommen erachtete, sagte der dicke Kanzleirat: „Was Sie da eben bemerkten, bringt mir einen wunderbaren Witz in Erinnerung; den muß ich Ihnen erzählen.“

Der Gast erwiderte: „Erlauben Sie, daß ich schon jetzt darüber lache,“ und der bisher so Schweigsame lachte unbändig.

Da geriet der Kanzleirat ganz aus dem Häuschen und schwieg. Erst als der Tischgenosse zu lachen aufhörte, sagte er: „Aber, erlauben Sie!“

Da entgegnete der andere: „Der Mensch will doch auf seine Kosten kommen, und mit Witzen habe ich meine Erfahrungen gemacht ... man weiß nämlich nie, ob man nachher noch lachen kann, deshalb tue ich das lieber immer vorher.“ M. Kbck.

Zur Geschichte eines Allerweltslieblings

Der Kanarienvogel, dieser Allerweltsliebling, welcher heute bei allen Kulturvölkern als Gast zu finden ist, hat seine eigentliche Heimat, die sogenannten „glücklichen Inseln“ im Atlantischen Ozean, erst seit ungefähr dreihundert Jahren verlassen. Als im Jahre 1311 und zum zweiten Male 1478 die Kanarischen Inseln von den Spaniern erobert wurden, nahmen in die Heimat reisende Seeleute eine große Anzahl der lieblichen Sänger mit. Diese zierlichen Tierchen, damals „Zuckervögelchen“ genannt und nicht gelb wie heute, denn diese Farbe hat sich erst durch die Zucht in der Gefangenschaft ausgebildet, sondern grün, fanden allenthalben die wohlgefälligste Aufnahme und bildeten bald einen namhaften Handelsartikel, da insbesondere vornehme Damen die kleinen, lieblichen Sänger gern hielten.

Übrigens stand ein solcher Vogel damals in sehr hohem Preise und wurde nicht selten mit zwanzig bis dreißig Dukaten

bezahlt. Nahezu ein Jahrhundert hindurch waren die Kanarienvögel ausschließlich ein Handelsgegenstand der Spanier, bis in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein Ereignis eintrat, das diese Schranke durchbrach. Ein spanisches, nach Livorno bestimmtes Schiff, das eine bedeutende Menge Kanarienvögel an Bord hatte, scheiterte an der italienischen Küste, und die Vögel erlangten dadurch ihre Freiheit. Wahrscheinlich der Windströmung folgend, wandten sie sich westwärts nach der Insel Elba und vermehrten sich dort unter der Gunst des milden Klimas ganz außerordentlich. Die Italiener wurden endlich auf die kleinen Einwanderer aufmerksam, legten sich auf ihren Fang und verkauften die Vögelchen an Liebhaber nach allen Himmelsrichtungen.

Von Italien kamen sie dann auch nach Deutschland. Hier waren es ebenfalls die Damen, die sie besonders liebten, und mit einem zahmen „Zuckervöglein" auf der Hand ließen sie sich gern porträtieren. Noch heute kann man auf alten Porträts diese Mode sehen.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde die Zucht des lieblichen Sängers schon systematisch und geschäftsmäßig in Deutschland getrieben und gegenwärtig bildet er bekanntlich in vielen Gegenden, besonders aber im Harz einen wichtigen Ausfuhr- und Erwerbsartikel. W.

Auf frischer Tat ertappt

In einem süddeutschen Musenstädtchen, das von einem fischreichen Flusse durchzogen wird, fand die Polizeibehörde Anlaß, zu erinnern, daß das Angeln nur den Inhabern einer Fischkarte gestattet sei.

Wenige Tage danach saß im meist begangenen Teil eines Parkes ein Student am Ufer des Flusses, und hinter ihm stand wie immer eine Menge Zuschauer, die gespannt darauf warteten, daß an der Angelschnur endlich ein Fischlein zapple. Da kam ein Schutzmann daher, der den Studenten um Vorzeigung der Fischkarte ersuchte.

„Ich kann leider nicht dienen, ich habe keine," erwiderte gelassen der Studio.

„Wissen Sie nicht, daß das Angeln ohne Karte verboten ist?" rief barsch der Polizist.

„Aber ich angle ja gar nicht," versicherte der Student harmlos.

Das wollte und konnte der Schutzmann nicht einsehen. Er schnarrte: „Sie haben sich gegen das Fischereigesetz vergangen und sind daher strafbar. Ich muß Sie zur Anzeige bringen. Wollen Sie mir Ihren Namen und Ihre Wohnung nennen!"

„Aber warum und wozu denn?" entgegnete der Student und hob ruhig die Angelrute und die Schnur aus dem Wasser, an deren Ende ein ziemlich großer Fisch hing.

„Sie sind auf frischer Tat ertappt!" triumphierte der Schutzmann.

Schmunzelnd sagte der Student: „Sehen Sie den Fisch erst genauer an. Wir hatten gestern abend einen ausgiebigen Kommers, und da wässerte ich mir hier im Fluß einen gesalzenen Hering."

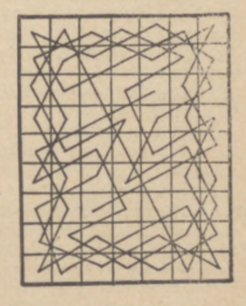
Gelächter ringsum. Der Schutzmann zog ab und murmelte etwas von „grobem Unfug", der aber voraussichtlich diesmal leider nicht strafbar war. J. K.

Auflösungen der Rätsel des 8. Bandes:

Rösselsprung S. 33:

'Vieles kann ein Volk entbehren,
Wenn dazu die Not es zwingt;
Doch dem Feinde muß es wehren,
Der es um die Sprache bringt.
In ihr wurzelt unser Leben
Und erhält durch sie Bestand;
Wer sich ihrer hat begeben,
Der verlor sein Vaterland.

Martin Greif.



Silbenrätsel S. 99: Agamemnon, Antenne, Venedig, Dackel, Energie, Gratulation, Brustwehr, Alabama, Parallele, Enveloppe, Perpentikel, Assistent, Assignate, Markus, Tratte = Ende gut, alles gut;

Rechenaufgabe S. 125: a—b und c—d = 1862, senk- und wagrechte Reihen = 1787;

454	427	425	481
440	458	467	422
442	463	474	408
451	439	421	476

Rätsel S. 125: Ferien;

Ergänzungsaufgabe S. 132: **Gasthof, Uhrwerk, Teekanne, Engelberg, Ringbahn, Raubtier, Armband, Tafelfichte, Iserlohn, Sandbank, Torfheide, Topfmarkt, Elternrat, Uferspecht, Eisleben, Roggenernte** = Guter Rat ist teuer;

Zifferblatträtsel S. 132: Oberammergau;

Bilderrätsel S. 139: Verfüge nie über das Geld, bevor du es hast;

Buchstabenrätsel S. 157: frank, krank, Trank;

Homonym S. 185: Lager;

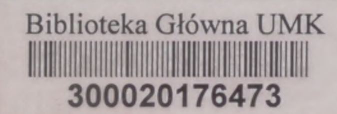
Metamorphose S. 181: siehe nebenstehend.

E	L	S	T	E	**R**
T	E	M	P	**E**	L
R	E	U	**T**	E	R
D	O	**N**	N	E	R
Z	**I**	E	T	E	N
W	E	I	Z	E	N

Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel in Band 7 trafen nach Redaktionschluß des achten Bandes ein von: Lina Botel, Holtorf b. Nimburg a. d. W (2); Friedrich Daenecke, Eilho, Rio Grande do Sul, Brasilien (4); Trude Dienstfertig, Zittau (6); Kurt Eifrig, Leipzig-Gohlis (7); F Faatz, Affenheim, Ob.-Hess. (8); H. Graef, Affenheim, Ob.Hess. (4); Luise Hoffmann, Breslau (6); Anna Hopfer, Berlin-Friedenau (7); Walter Hornbogner, Klagenfurt (9); Th. Jordan, Hechingen (2); Heinz Jünemann, Leipzig-Schleußig (7); Fritz Klein, Rannheim a. M. (7); Richard Laugwitz, Wansen i. Schles. (6); E. Luther, Kolberg, Ostsee (8); Franz Maaz, Aussig (3); Julius Morgenstern, Niedergrund a. Elbe (7); Rudolf Neuwirth, Prag-Karlin (7); Bruno Picard, Schlotheim i. Thür. (9); Dr. Raimund Pihan, Tetschen a Elbe (9); Joseph Pleinert, Brüx (9); Hans Raithel, München (2); L. Schutt, Lambrecht Pfalz (7); Alb. Seidel, Leipzig-Anger (7); A. u. E. Seidel, Leipzig-Anger (9); Marie Wolter, Frankfurt a. M. (7); Franz Zinke, Tetschen a. Elbe (9). Richtige Lösungen aus Band 8, Jahrgang 1925, trafen ein von: Otto Diem, Herisau, Schweiz (5); Anna Hopfer, Berlin-Friedenau (7); E. Luther, Kolberg, Ostsee (10); August Metzing, Kaiserslautern i. Pfalz (5); Julius Morgenstern, Niedergrund a. Elbe (6); Dr. Raimund Pihan, Tetschen a. Elbe (10); Liesel Redecke, Aligse (2); Robert Solbrich, Mannheim (10); Wilhelm Karl Sommersfurter, Fürth i. Bay. (8); Rosalie Somink, Hannover (7); Gustav Adolf Södersbach, Klagenfurth (8); Jakob Ernst Suttersfeld, Magdeburg (8); Melitta Sütterlin, Rosenheim (7); Emil Franz Südkempinger, Landshut a. L. (9); Hanns Taubmann, Breslau (8); Emeline Tattinger, Lübeck (7); Horst Trabner, Bamberg (9); Hugo Treßel, Köln a. Rh. (9); Manuela Tribesius, Hamburg-Altona (7); Max Uebelacker, Kronach i. Bay. (9); Irene Ulrichsfeld, Bayreuth (8); Otto Vermiller, Lindau i. Bds. (8); Hubert Volz, Frankfurt-O. (9); Werner Winter, Bonn a. Rh. (9); Emil Zaubzer, München (9).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart, in Österreich verantwortlich Robert Mohr, Wien.


Biblioteka Główna UMK
300020176473

